



Reader zum
Zweiten Interdisziplinären Gespräch

MINT – Zukunft schaffen. Nachhaltigkeit und Technik

Eine gemeinsame Veranstaltung
des LIV Leipziger Informatik-Verbund
und des MINT-Netzwerks Leipzig
in der Reihe „Leipziger Gespräche zum digitalen Wandel“

Leipzig, 27. April 2012

<http://mint-leipzig.de/2012-04-27.html>

Der LIV Leipziger Informatik-Verbund und
das MINT-Netzwerk Leipzig laden ein zum

Zweiten Interdisziplinären Gespräch

MINT – Zukunft schaffen. Nachhaltigkeit und Technik

**am 27. April 2012, 10–15 Uhr im
Neuen Senatssal der Universität Leipzig, Ritterstraße 26**

Mit dem Gespräch wollen wir der Stimme von Natur- und Technikwissenschaftlern in den heutigen Nachhaltigkeitsdebatten besseres Gehör verschaffen, in denen uns die Bedürfnisse der nachhaltigen Reproduktion unserer *kulturell-technischen* Umwelt unterbelichtet erscheinen. Vorab veröffentlicht sind drei Texte, welche die Basis des Gesprächs bilden und eingangs in zwei Impulsbeiträgen junger Nachwuchswissenschaftler kritisch reflektiert werden.

Mit diesem interdisziplinären akademischen Gespräch setzen wir die im Herbst 2011 mit dem Ersten Interdisziplinären Gespräch *MINT – Zukunft schaffen. Transformationen in Wissenschaft und Gesellschaft* begonnene Reihe akademischer Reflexionen über die Umbrüche unserer Zeit fort.

Eine Vertiefung des Gesprächs ist am Wochenende (28. und 29. April 2012) im Rahmen der *Dahlener Tagung 2012* möglich.

Mehr zur Veranstaltung auf der Webseite
<http://mint-leipzig.de/2012-04-27.html>

Anliegen des Gesprächs

Im Kontext der Leipziger Gespräche werden vier große Dimensionen der heutigen vielfältigen Krisen- und Wandlungsprozesse identifiziert, die uns mit der Herausforderung konfrontieren, auf einen Pfad nachhaltiger Entwicklung im Einklang mit der – natürlichen, kulturellen, sozialen und technischen – Umwelt und Mitwelt einzuschwenken. Die Antwort auf die Herausforderungen kann nur ein ganzheitlicher Wandlungsprozess sein, der global zu denken, aber lokal politisch zu gestalten ist. Hierfür ist das Zusammendenken und Zusammen-Denken bisher getrennt vorgetragener Argumente und Begründungszusammenhänge an einem gemeinsamen Ort unabdingbar.

Der Nachhaltigkeitsbegriff selbst ist in diesen Debatten mit vielfältigen Zukunftsdimensionen überladen. Joachim Spangenberg¹ machte im Jahr 2005 für eine politische Operationalisierung des Begriffs mit Umwelt, Bevölkerung, Gesellschaft und Wirtschaft vier Beschreibungsdimensionen aus und verfeinerte diese als *institutionelle Dimension* (Teilsystem „Gesellschaft“), *soziale Dimension* (Teilsystem „Bevölkerung“), *ökologische Dimension* (Teilsystem „natürliche Umwelt“) und *ökonomische Dimension* (Teilsystem „Wirtschaft“).

Seither hat sich mit Klimawende, Energiewende und Fukushima deutlicher herausgestellt, dass die zentrale Herausforderung in der Gestaltung unserer *technisch-kulturellen Umwelt* selbst liegt, wobei sich eine Perpetuierung des Machbarkeitswahns des 20. Jahrhunderts als *Operationalisierung* in Form einer zu approximierenden Regelungskurve, ob nun in einem vier-, vierzig- oder auch 40 000-dimensionalen Phasenraum, als wenig taugliches Instrument erwiesen hat.

Im selben Heft von *Utopie kreativ* weist Michael Löwy² am Beispiel des Denkens von Marx und Engels als in dieser Frage typischer Vertreter ihrer Zeit auf den Spagat zwischen „Fortschrittsdenken“, Fortschrittsgläubigkeit, der unkritischen Bewunderung des „zivilisierenden“ Wirkens moderner Technik und ersten vorsichtigen Ansätzen eines beobachteten *Risses des Stoffwechsels zwischen menschlicher Gesellschaft und Natur* hin, der sich angesichts der Barbareien zweier Weltkriege in Walter Benjamins Anmerkungen³ zu Paul Klees *Angelus Novus* zu einer apokalyptischen Vision von „Fortschritt“ steigert:

... ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.

¹J. H. Spangenberg: Nachhaltigkeit – Konzept, Grundlagen, Herausforderungen, Anwendungen. Utopie kreativ, Heft 174 (2005), S. 327–341. In diesem Reader.

²M. Löwy: Destruktiver Fortschritt. Marx, Engels und die Ökologie. Utopie kreativ, Heft 174 (2005), S. 306–315. In diesem Reader.

³W. Benjamin: Geschichtsphilosophische Thesen (hier These 9). Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze. Suhrkamp, Frankfurt/M. 1965, S. 39–74.

Löwy weist darauf hin, dass Benjamin einer der ersten Marxisten war, der im 20. Jahrhundert das Unabgegoldene zu diesem Thema in Marx' Erbe weiterdenkt:

Schließlich definiert Marx, wiederum im dritten Band des Kapitals, den Sozialismus nicht mehr über die „Beherrschung“ oder menschliche Kontrolle der Natur, sondern mittels der Kontrolle des materiellen Austauschs mit der Natur: Die Freiheit im Bereich der materiellen Produktion „kann nur darin bestehen, daß der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten, diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt von ihm als von einer blinden Macht beherrscht zu werden.“ (MEW 26, 828). Diesen Gedanken übernimmt Walter Benjamin, der als einer der ersten Marxisten im 20. Jahrhundert derartige Fragen aufgeworfen hat, nahezu wortwörtlich. Schon 1928 geißelte er in seinem Buch *Einbahnstraße* die Idee der Herrschaft über die Natur als „imperialistische Lehre“ und schlug eine neue Auffassung der Technik als „Beherrschung des Verhältnisses zwischen Natur und Menschheit“ vor.

Löwy problematisiert im Weiteren diese alleinige Fokus-Verschiebung des Ansatzes *Beherrschung* von „der Natur“ auf „Beherrschung des Verhältnisses zwischen Natur und Menschheit“ und schließt mit der Erkenntnis, dass es „nicht nur um eine neue Gesellschaft und eine neue Produktionsweise, sondern auch um *ein neues Zivilisationsmuster*“ gehen muss. Einem solchen neuen Zivilisationsmuster versuchen sich Adelheid Biesecker und Sabine Hofmeister⁴ mit der *Kategorie (Re-)Produktivität* zu nähern.

Eine erste Wortmeldung zum Thema von Rainer Thiel schließt den Reader ab.

Spannend bleibt, dass mit Naturwissenschaftlern und Technikern – heute unter dem Kürzel MINT⁵ zusammengefasst – die Träger technischen Sachverstands in dieser Debatte weitgehend ohne Stimme bleiben. Das Haupthindernis, so scheint mir, ist ein *translatorisches*, denn die MINT-Leute sprechen eine eigene, mathematisch aufgeladene Sprache, in der es selbstverständlich ist und bleibt, dass zwar „der Strom aus der Steckdose kommt“, sich dahinter aber eine reproduktionsbedürftige techno-soziale Infrastruktur mit ihren eigenen Zwängen und Gesetzmäßigkeiten verbirgt, ohne deren reibungsloses Funktionieren die Annehmlichkeiten heutigen menschlichen Lebens nicht zu haben sind.

Mit dem Interdisziplinären Gespräch wollen wir dieses *translatorische Projekt* befördern, stärker als bisher die Chancen und Risiken einer technisierten Gesellschaft und die verschiedenen Aspekte von Nachhaltigkeit zusammen denken und dabei die Perspektiven gesellschaftlicher Verantwortung gerade von, durch und unter Natur- und Technikwissenschaftlern stärker thematisieren.

⁴A. Biesecker, S. Hofmeister: Der Beitrag der Kategorie (Re-)Produktivität zur Nachhaltigkeitsdebatte. In: Klaus Meier, Evelyn Wittich (Hrsg.), *Theoretische Grundlagen nachhaltiger Entwicklung*. RLS Manuskripte, Heft 64, Karl Dietz Verlag, Berlin 2007. In diesem Reader.

⁵Das Kürzel steht für Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik.

Ein solcher Blickwinkel ist umso bedeutsamer, als mit der Initiative *MINT – Zukunft schaffen*⁶ der Bundesregierung nun auch die offizielle Politik die herausragende Bedeutung von Natur- und Technikwissenschaften für die Zukunft eines stark technisch-kulturell geprägten Gemeinwesens betont, wenn auch vordergründig unter der – nicht allein demografisch induzierten – Hiobsbotschaft „uns gehen die Fachkräfte aus“. Damit wurde zugleich ein gesellschaftlicher Diskursraum mit bereits erheblicher Resonanz aufgespannt, mit dem ein weiteres Mal der Geist technischer Kreativität und Innovativität beschwört werden soll. Kritische Töne über Versäumnisse im Ausprägen von Rahmen, Bedingungen und Richtung einer solchen Kreativität sind dabei kaum zu hören.

Hans-Gert Gräbe, Universität Leipzig

⁶<http://www.mintzukunftschaften.de/>

MICHAEL LÖWY

Destruktiver Fortschritt. Marx, Engels und die Ökologie

Wie weit verträgt sich das Denken von Marx und Engels mit der modernen Ökologie? Ist eine ökologische Marx-Lektüre vorstellbar? Welche Errungenschaften des Marxismus sind unverzichtbar für den Aufbau eines Ökosozialismus, der den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts entspricht? Und welche Marxschen Auffassungen bedürfen einer diesen Herausforderungen gemäßen »Revision«? Die folgenden kurzen Bemerkungen wollen diese Fragen nicht beantworten, aber einige Merkzeichen für die Debatte setzen.

Mein Ausgangspunkt ist die Feststellung, daß a) die ökologischen Themen in der Marxschen theoretischen Disposition keinen zentralen Platz einnehmen und b) die schriftlichen Äußerungen von Marx und Engels zum Verhältnis zwischen menschlichen Gesellschaften und Natur bei weitem nicht eindeutig sind, also unterschiedlich interpretiert werden können. Von diesen Prämissen ausgehend, werde ich versuchen, einige Spannungen oder Widersprüche in den Texten der Begründer des historischen Materialismus sichtbar zu machen, zugleich aber auch die Pfade zu bezeichnen, die sie einer marxistisch inspirierten Ökologie weisen.

Was kritisieren Ökologen¹ in der Hauptsache am Denken von Marx und Engels? Zunächst beschreibt man sie als Anhänger eines erobernden, »prometheischen« Humanismus, der den Menschen der Natur entgegen setze und ihn zum Herrn und Meister der natürlichen Welt mache. Wahr ist, daß sich bei ihnen viele Hinweise auf die »Kontrolle«, die »Beherrschung« der Natur oder gar die »Herrschaft« über diese finden. Laut Engels werden z. B. die Menschen im Sozialismus »zum ersten Male bewußte, wirkliche Herren der Natur, weil und indem sie Herren ihrer eignen Vergesellschaftung werden«.² Doch wie wir weiter unten sehen werden, beziehen sich die Ausdrücke »Herrschaft« über die Natur oder »Beherrschung« der Natur bei Marx und Engels ganz einfach auf die Kenntnis der Naturgesetze.

Was zum anderen seit den ersten Schriften von Marx auffällt, ist sein erklärter *Naturalismus*, seine Sicht auf den Menschen als Naturwesen, als untrennbar von seiner natürlichen Umwelt. Die Natur, schreibt Marx in den *Manuskripten aus dem Jahre 1844*, »ist der *unorganische Leib* des Menschen«. Oder auch: »Daß das physische und geistige Leben des Menschen mit der Natur zusammenhängt, hat keinen andren Sinn, als daß die Natur mit sich selbst zusammenhängt, denn der Mensch ist ein Teil der Natur.« Marx bekennt sich freilich zum Humanismus, aber er definiert den Kommunismus als

Michael Löwy – Jg. 1938, brasilianisch-französischer Intellektueller, Forschungsdirektor für Soziologie am Centre National de Recherche Scientifique in Paris; Veröffentlichungen vor allem in *New Left Review* und *Socialist Register*; langjähriges Engagement in der Vierten Internationale. Zuletzt in *UTOPIE kreativ: Eine neue Internationale?*, Heft 169 (November 2004).

1 In Frankreich wird unterschieden zwischen Ökologie als Wissenschaft und Ökologismus als politisch-sozialer Strömung (Anm. des Übersetzers).

2 Friedrich Engels: *Anti-Dühring*, MEW, Bd. 20, Berlin 1968, S. 264.

einen Humanismus, der zugleich »vollendeter Naturalismus« ist, und vor allem begreift er ihn als »die *wahrhafte* Auflösung des Widerstreites zwischen dem Menschen [und] der Natur«. Dank der positiven Aufhebung des Privateigentums werde die menschliche Gesellschaft »die vollendete Wesenseinheit des Menschen mit der Natur, die wahre Resurrektion der Natur, der durchgeführte Naturalismus des Menschen und der durchgeführte Humanismus der Natur.«³

Diese Stellen beziehen sich nicht direkt auf das ökologische Problem – und die Gefährdung der Umwelt –, aber seiner Logik nach erlaubt solch ein Naturalismus ein nicht einseitiges Herangehen an das Mensch-Natur-Verhältnis. In dem berühmten Text von Engels über den »Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen« (1876) bietet derselbe Naturalismustyp die Grundlage für eine Kritik menschlichen Raubbaus an der Umwelt: »Schmeicheln wir uns indes nicht zu sehr mit unsern menschlichen Siegen über die Natur. Für jeden solchen Sieg rächt sie sich an uns. Jeder hat in erster Linie zwar die Folgen, auf die wir gerechnet, aber in zweiter und dritter Linie hat er ganz andre, unvorhergesehene Wirkungen, die nur zu oft jene ersten Folgen wieder aufheben. Die Leute, die in Mesopotamien, Griechenland, Kleinasien und anderswo die Wälder ausrotten, um urbares Land zu gewinnen, träumten nicht, daß sie damit den Grund zur jetzigen Verödung jener Länder legten, indem sie ihnen mit den Wäldern die Ansammlungszentren und Behälter der Feuchtigkeit entzogen. Die Italiener der Alpen, als sie die am Nordabhang des Gebirgs so sorgsam gehegten Tannenwälder am Südabhang verutzten, ahnten nicht, daß sie damit der Sennwirtschaft auf ihrem Gebiet die Wurzel abgruben; sie ahnten noch weniger, daß sie dadurch ihren Bergquellen für den größten Teil des Jahrs das Wasser entzogen [...]. Und so werden wir bei jedem Schritt daran erinnert, daß wir keineswegs die Natur beherrschen, wie ein Eroberer ein fremdes Volk beherrscht, wie jemand, der außer der Natur steht – sondern daß wir mit Fleisch und Blut und Hirn ihr angehören und mitten in ihr stehn, und daß unsre ganze Herrschaft über sie darin besteht, im Vorzug vor allen andern Geschöpfen ihre Gesetze erkennen und richtig anwenden zu können.«⁴

Dieses Beispiel hat zwar sehr allgemeinen Charakter – es stellt nicht die kapitalistische Produktionsweise, sondern die alten Zivilisationen in Frage –, aber es ergibt dennoch sowohl durch seine Warnung vor durch die Produktion erzeugten Zerstörungen wie durch seine Kritik der Entwaldung ein ökologisches Argument von überraschender Modernität.

Die Ökologen meinen, Marx schreibe der menschlichen Arbeit im Anschluß an Ricardo den Ursprung allen Werts und allen Reichtums zu; er übergehe den Beitrag der Natur.

Diese Kritik resultiert meiner Ansicht nach aus einem Mißverständnis: Marx verwendet die Theorie des Arbeitswerts, um den Ursprung des *Tauschwerts* im Rahmen des kapitalistischen Systems zu erklären. Die Natur hat dagegen Anteil an der Bildung der wahren Reichtümer, die nicht Tauschwerte sind, sondern *Gebrauchswerte*. Diese These wird von Marx ganz ausdrücklich in der *Kritik des Gothaer Programms* gegen die Ideen Lassalles und seiner

3 Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844, MEW, Ergänzungsband, 1. Teil, Berlin 1968, S. 516, 536, 537-538.

4 Friedrich Engels: Dialektik der Natur, MEW, Bd. 20, a. a. O., S. 452-453.

5 Karl Marx: Kritik des Gothaer Programms, MEW, Bd. 19, Berlin 1962, S. 15. Siehe auch Das Kapital. Erster Band, MEW, Bd. 23, S. 57-58. Berlin 1969: »Arbeit ist also nicht die einzige Quelle der von ihr produzierten Gebrauchswerte, des stofflichen Reichtums. Die Arbeit ist sein Vater, wie William Petty sagt, und die Erde seine Mutter.«

6 Zum Gegensatz von »Haben« und »Sein« siehe: Ökonomisch-philosophische Manuskripte, a. a. O., S. 549: »Je weniger du bist, je weniger du dein Leben äußerst, um so mehr hast du, um so größer ist dein entäußertes Leben, um so mehr speicherst du auf von deinem entfremdeten Wesen.« Zur freien Zeit als Grundbedingung des Sozialismus siehe: Das Kapital. Dritter Band, MEW, Bd. 25, Berlin 1968, S. 828.

7 Karl Marx: Zur Kritik der Politischen Ökonomie. Vorwort, MEW, Bd. 13, Berlin 1969, S. 9.

Schüler vorgebracht: »Die Arbeit ist *nicht die Quelle* alles Reichtums. Die *Natur* ist ebenso sehr die Quelle der Gebrauchswerte (und aus solchen besteht doch wohl der sachliche Reichtum!) als die Arbeit, die selbst nur die Äußerung einer Naturkraft ist, der menschlichen Arbeitskraft.«⁵

Die Ökologen werfen Marx und Engels Produktivismus vor. Ist diese Beschuldigung gerechtfertigt?

Nein, insofern als niemand die kapitalistische Logik der Produktion um der Produktion willen, der Akkumulation von Kapital, Reichtümern und Waren als Selbstzweck so sehr gegeißelt hat wie Marx. Die Idee des Sozialismus ist – entgegen seinen elenden bürokratischen Verfälschungen – selbst die Idee einer Produktion von *Gebrauchswerten*, von zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse erforderlichen Gütern. Höchstes Ziel des technischen Fortschritts ist für Marx nicht die grenzenlose Vermehrung von Gütern (das »Haben«), sondern die *Verkürzung des Arbeitstags* und die Vermehrung der freien Zeit (das »Sein«).⁶

Wahr ist jedoch, daß sich bei Marx und Engels (und mehr noch im späteren Marxismus) oft eine recht unkritische Haltung zu dem vom Kapitalismus geschaffenen industriellen Produktionssystem sowie eine Neigung finden, die »Entwicklung der Produktivkräfte« zum Hauptträger des Fortschritts zu machen. Der »kanonische« Text für diesen Standpunkt ist das berühmte Vorwort von *Zur Kritik der Politischen Ökonomie* (1859) – einer der am meisten von einem gewissen Evolutionismus, von der Fortschrittsphilosophie, vom Szientismus (dem Modell der Naturwissenschaften) und einer absolut nicht-problematizierenden Auffassung der Produktivkräfte geprägten Marxschen Schriften: »Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen [...]. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. [...] Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist [...].«⁷ In dieser berühmten Textstelle erscheinen die Produktivkräfte als »neutral«, und die Revolution hat nur die Aufgabe, die zur »Fessel« für deren unbegrenzte Entwicklung gewordenen Produktionsverhältnisse abzuschaffen.

Die folgende Stelle aus den *Grundrissen* ist ein gutes Beispiel für Marx' zu unkritische Bewunderung des »zivilisierenden« Wirkens der kapitalistischen Produktion und ihrer brutalen Instrumentalisierung der Natur: »Wie also die auf das Kapital gegründete Produktion einerseits die universelle Industrie schafft – d. h. Surplusarbeit, wertschaffende Arbeit –, so andererseits ein System der allgemeinen Exploitation der natürlichen und menschlichen Eigenschaften [...]. So schafft das Kapital erst die bürgerliche Gesellschaft und die universelle Aneignung der Natur wie des gesellschaftlichen Zusammenhangs selbst durch die Glieder der Gesellschaft. Hence the great civilising influence of capital [Dadurch der große zivilisierende Einfluß des Kapitals]; seine Produktion einer Gesellschaftsstufe, gegen die alle früheren nur als *lokale Entwicklungen* der Menschheit und als *Naturidolatrie* erscheinen. Die Natur wird erst rein Gegenstand

für den Menschen, rein Sache der Nützlichkeit; hört auf als Macht für sich anerkannt zu werden; und die theoretische Erkenntnis ihrer selbständigen Gesetze erscheint selbst nur als List, um sie den menschlichen Bedürfnissen, sei es als Gegenstand des Konsums, sei es als Mittel der Produktion zu unterwerfen.«⁸

Marx und Engels scheint es an einem allgemeinen Begriff von den *natürlichen Schranken* der Produktivkräfteentwicklung zu mangeln.⁹ Hier und da wird intuitiv auf deren destruktives Potential verwiesen, wie z. B. an dieser Stelle der *Deutschen Ideologie*: »In der Entwicklung der Produktivkräfte tritt eine Stufe ein, auf welcher Produktionskräfte und Verkehrsmittel hervorgerufen werden, welche unter den bestehenden Verhältnissen nur Unheil anrichten, welche keine Produktionskräfte mehr sind, sondern Destruktionskräfte (Maschinerie und Geld) [...]«.¹⁰

Leider wird dieser Gedanke von den beiden Verfassern nicht ausgebaut, und es ist nicht sicher, daß die erwähnte Destruktion auch die Natur betrifft. An bestimmten Stellen, die auf die Landwirtschaft eingehen, werden dagegen Umriss einer echten ökologischen Problematik und einer radikalen Kritik der vom kapitalistischen Produktivismus herrührenden Katastrophen sichtbar.

In diesen Texten findet sich eine Art von Theorie des *Risses des Stoffwechsels* zwischen menschlichen Gesellschaften und Natur als Resultat des kapitalistischen Produktivismus.¹¹ Ausgangspunkt sind für Marx die Arbeiten des deutschen Chemikers und Agronomen Liebig: »Die Entwicklung der negativen Seiten der modernen Agrikultur, vom naturwissenschaftlichen Standpunkt, ist eins der unsterblichen Verdienste Liebigs.«¹² Der Ausdruck *Riß des Stoffwechsels* erscheint namentlich an einer Stelle des 47. Kapitels »Genesis der kapitalistischen Grundrente« im dritten Band des *Kapitals*: »Auf der anderen Seite reduziert das große Grundeigentum die agrikole Bevölkerung auf ein beständig sinkendes Minimum und setzt ihr eine beständig wachsende, in großen Städten zusammengedrückte Industriebevölkerung entgegen; es erzeugt dadurch Bedingungen, die einen unheilbaren Riß hervorrufen in dem Zusammenhang des gesellschaftlichen und durch die Naturgesetze des Lebens vorgeschriebenen Stoffwechsels, infolge wovon die Bodenkraft verschleudert und diese Verschleuderung durch den Handel weit über die Grenzen des eignen Landes hinausgetragen wird. (Liebig.) [...] Große Industrie und industriell betriebene große Agrikultur wirken zusammen. Wenn sie sich ursprünglich dadurch scheiden, daß die erste mehr die Arbeitskraft und daher die Naturkraft des Menschen, die letztere mehr direkt die Naturkraft des Bodens verwüstet und ruiniert, so reichen sich später im Fortgang beide die Hand, indem das industrielle System auf dem Land auch die Arbeiter entkräftet und Industrie und Handel ihrerseits der Agrikultur die Mittel zur Erschöpfung des Bodens verschaffen.«¹³

Wie bei den meisten Beispielen, die wir im weiteren sehen werden, konzentriert Marx die Aufmerksamkeit auf die Landwirtschaft und das Problem der Verwüstung der Böden, aber er verbindet diese Frage mit einem allgemeineren Problem, dem Riß im System des Stoffwechsels zwischen menschlicher Gesellschaft und Umwelt, den »Naturgesetzen des Lebens« zuwider. Es ist darüber hinaus in-

8 Karl Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, MEW, Bd. 42, Berlin 1983, S. 323.

9 Zu einer eingehenden Diskussion dieser Frage siehe den Text von Ted Benton in der frz. Ausgabe: Karl Marx: Fondements de la Critique de l'Economie Politique, Ed. Anthropos, Paris 1967.

10 Karl Marx, Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie, MEW, Bd. 3, Berlin 1958, S. 69.

11 Ich entnehme diesen Ausdruck und die anschließende Analyse dem wichtigen Werk: John Foster Bellamy: Marx's Ecology. Materialism and Nature, Monthly Review Press, New York 2001, pp. 155-167.

12 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band, a. a. O., S. 529, Fußnote 325.

13 Karl Marx: Das Kapital. Dritter Band, a. a. O., S. 821.

teressant, zwei wichtige – wenngleich wenig entwickelte – Marxsche Hinweise festzuhalten: auf das Zusammenwirken von Industrie und Landwirtschaft bei diesem Zerreißen und auf die globale Ausdehnung der Schäden durch den internationalen Handel.

Das Thema der Zerreißung des Stoffwechsels findet sich auch an einer bekannten Stelle im ersten Band des *Kapitals*, am Schluß des Abschnitts »Große Industrie und Agrikultur«. Es ist einer der wenigen Texte, worin Marx ausdrücklich von Umweltschädigung durch das Kapital spricht – und eine dialektische Sicht auf die Widersprüche des von den Produktivkräften ausgelösten »Fortschritts« bietet: Die »kapitalistische Produktion [...] stört [...] den Stoffwechsel zwischen Mensch und Erde, d. h. die Rückkehr der vom Menschen in der Form von Nahrungs- und Kleidungsmiteln vernutzten Bodenbestandteile zum Boden, also die ewige Naturbedingung dauernder Bodenfruchtbarkeit. Sie zerstört damit zugleich die physische Gesundheit der Stadtarbeiter und das geistige Leben der Landarbeiter. Aber sie zwingt zugleich durch die Zerstörung der bloß naturwüchsig entstandnen Umstände jenes Stoffwechsels, ihn systematisch als regelndes Gesetz der gesellschaftlichen Produktion und in einer der vollen menschlichen Entwicklung adäquaten Form herzustellen. [...] Und jeder Fortschritt der kapitalistischen Agrikultur ist nicht nur ein Fortschritt in der Kunst, den Arbeiter, sondern zugleich in der Kunst, den Boden zu berauben, jeder Fortschritt in Steigerung seiner Fruchtbarkeit für eine gegebne Zeitfrist zugleich ein Fortschritt im Ruin der dauernden Quellen dieser Fruchtbarkeit. Je mehr ein Land, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika z. B., von der großen Industrie als dem Hintergrund seiner Entwicklung ausgeht, desto rascher dieser Zerstörungsprozeß. Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.«¹⁴

14 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band, a. a. O., S. 528-530.

Dieser Text hat mehrere bemerkenswerte Aspekte. Zunächst die Idee, daß Fortschritt destruktiv sein kann, ein »Fortschritt« in der Beeinträchtigung und Zerstörung der natürlichen Umwelt. Das gewählte Beispiel – der Verlust der Bodenfruchtbarkeit – ist nicht das beste und erscheint zu begrenzt, aber es wirft dennoch die allgemeinere Frage nach der Schädigung der Umwelt, der »ewigen Naturbedingung«, durch die kapitalistische Produktion auf.

Außerdem wird hier die Parallele zwischen Ausbeutung und Erniedrigung der Arbeiter und der Natur als aus derselben Raubbau-logik der kapitalistischen Großindustrie und Landwirtschaft folgend gezogen. Das ist ein Thema, das im *Kapital* oft wiederkehrt, zum Beispiel in den folgenden Stellen des Kapitels über den Arbeitstag: »Von einer täglich bedrohlicher anschwellenden Arbeiterbewegung abgesehen, war die Beschränkung der Fabrikarbeit diktiert durch dieselbe Notwendigkeit, welche den Guano auf die englischen Felder ausgoß. Dieselbe blinde Raubgier, die in dem einen Fall die Erde erschöpft, hatte in dem andren die Lebenskraft der Nation an der Wurzel ergriffen. [...] Aber in seinem maßlos blinden Trieb, seinem Werwolfs-Heißhunger nach Mehrarbeit, überrennt das Kapital nicht nur die moralischen, sondern auch die rein physischen Maximal-

schranken des Arbeitstags. [...] Es erreicht dies Ziel durch Verkürzung der Dauer der Arbeitskraft, wie ein habgieriger Landwirt gesteigerten Bodenertrag durch Beraubung der Bodenfruchtbarkeit erreicht.«¹⁵ Diese unmittelbare Assoziation zwischen Ausbeutung des Proletariats und Ausbeutung der Erde eröffnet trotz ihrer Grenzen das Feld für eine Reflexion über die Verbindung von Klassenkampf und Umweltschutz im gemeinsamen Ringen gegen die Vorherrschaft des Kapitals.

Verschiedene Texte zeigen den Widerspruch zwischen der kurzfristigen Logik des Kapitals und der Möglichkeit einer »rationellen«, auf weit längere zeitliche Sicht und in nachhaltiger, Generationen übergreifender Perspektive betriebenen, die Umwelt achtenden Landwirtschaft: »Ganz konservative Agrikulturchemiker, wie z. B. Johnston, geben zu, daß eine wirklich rationelle Agrikultur überall am Privateigentum unüberwindliche Schranken findet [...] der ganze Geist der kapitalistischen Produktion, der auf den unmittelbaren nächsten Geldgewinn gerichtet ist, widerspricht der Agrikultur, die mit den gesamten ständigen Lebensbedingungen der sich verkettenden Menschengenerationen zu wirtschaften hat. Ein schlagendes Beispiel davon sind die Waldungen, die nur da zuweilen einigermaßen dem Gesamtinteresse gemäß bewirtschaftet werden, wo sie nicht Privateigentum, sondern der Staatsverwaltung unterworfen sind.«¹⁶

Neben der Bodenerschöpfung erwähnen die bisher zitierten Texte von Marx und Engels die Vernichtung der Wälder als Beispiel einer ökologischen Katastrophe. Es erscheint oft im *Kapital*: »Die Entwicklung der Kultur und Industrie überhaupt hat sich von jeher so tätig in der Zerstörung der Waldungen gezeigt, daß dagegen alles, was sie umgekehrt zu deren Erhaltung und Produktion getan hat, eine vollständig verschwindende Größe ist.«¹⁷ Die beiden Phänomene – Wald- und Bodenschädigung – werden im übrigen in ihren Analysen eng miteinander verbunden. An einer Stelle der *Dialektik der Natur* nennt Engels die Vernichtung der kubanischen Wälder durch große spanische Kaffeepflanzer und die nachfolgende Verwüstung der Böden als Beispiel für die kurzsichtige räuberische Haltung »der heutigen Produktionsweise« zur Natur und ihre Gleichgültigkeit gegenüber den entfernteren schädlichen »natürlichen Wirkungen« ihrer Handlungen.¹⁸

Das Problem der Umweltverschmutzung bleibt bei ihnen nicht außer Betracht, aber es wird fast ausschließlich unter dem Gesichtswinkel der unhygienischen Arbeiterviertel in den großen englischen Städten behandelt. Das schlagendste Beispiel sind die Seiten der [Lage der arbeitenden Klasse in England], wo Engels entsetzt und entrüstet die Häufung von Unrat und Industrieabfällen in Straßen und Flüssen, die Verdrängung des Sauerstoffs und die Vergiftung der Atmosphäre durch das kohlen saure Gas, »die Ausdünstungen der verunreinigten Flüsse« usw. beschreibt.¹⁹ Implizit stellen diese und andere ähnliche Passagen die Verschmutzung der Umwelt durch die kapitalistische Industrietätigkeit in Frage, aber direkt wird die Frage nie aufgeworfen.

Wie definieren Marx und Engels das sozialistische Programm in bezug auf die natürliche Umwelt? Welche Transformationen muß

15 Ebenda, S. 253, 280-281.

16 Karl Marx: Das Kapital. Dritter Band, a. a. O., S. 630-631, Fußnote 27.

17 Karl Marx: Das Kapital. Zweiter Band, MEW, Bd. 24, Berlin 1969, S. 247.

18 Friedrich Engels: Dialektik der Natur, a. a. O., S. 455.

19 Friedrich Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England, MEW, Bd. 2, Berlin 1962, insbes. S. 325-327.

das Produktionssystem durchlaufen, um mit dem Schutz der Natur vereinbar zu werden? Marx und Engels scheinen oft die sozialistische Produktion einfach als gesellschaftliche Aneignung der vom Kapitalismus entwickelten Produktivkräfte und Produktionsmittel aufzufassen: Ist erst die »Fessel« abgestreift, welche die Produktionsverhältnisse und insbesondere die Eigentumsverhältnisse darstellen, könnten sich diese Kräfte ungehindert entwickeln. Es bestünde somit eine Art substantieller Kontinuität zwischen kapitalistischem und sozialistischem Produktionsapparat; der sozialistische Einschlag wäre vor allem die planmäßige, rationelle Steuerung dieser vom Kapital geschaffenen materiellen Zivilisation.

Zum Beispiel schreibt Marx in dem berühmten Schluß des Kapitels über die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals: »Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit der kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. [...] Aber die kapitalistische Produktion erzeugt mit der Notwendigkeit eines Naturprozesses ihre eigne Negation.«²⁰ Abgesehen von dem fatalistisch-positivistischen Determinismus scheint diese Stelle die gesamte »mit und unter« dem Kapital geschaffene Produktionsweise in der sozialistischen Perspektive unangetastet zu lassen; in Frage gestellt wird nur die »Hülle« des »zur Fessel« der materiellen Triebkräfte der Produktion gewordenen Privateigentums.

Von derselben »kontinuistischen« Logik geleitet sind bestimmte Stellen im *Anti-Dühring*, wo der Sozialismus als Gleichwort für die schrankenlose Entwicklung der Produktivkräfte in Rede steht: »Die Expansionskraft der Produktionsmittel sprengt die Bande, die ihr die kapitalistische Produktionsweise angelegt. Ihre Befreiung aus diesen Banden ist die einzige Vorbedingung einer ununterbrochenen, stets rascher fortschreitenden Entwicklung der Produktivkräfte und damit einer praktisch schrankenlosen Steigerung der Produktion selbst.«²¹

Es versteht sich von selbst, daß das Problem der Umwelt in dieser Auffassung des Übergangs zum Sozialismus unberücksichtigt bleibt.

Doch man findet demgegenüber auch andere Schriften, in denen die ökologische Dimension des sozialistischen Programms berücksichtigt ist und einige interessante Pfade gewiesen werden. Wir haben gesehen, daß sich die *Manuskripte aus dem Jahre 1844* auf den Kommunismus als »die wahrhafte Auflösung des Widerstreites zwischen dem Menschen und der Natur« beziehen. Und an der oben zitierten Stelle aus dem ersten Band des *Kapitals* gibt Marx zu verstehen, daß die vorkapitalistischen Gesellschaften den *Stoffwechsel* zwischen Menschengruppen und Natur »naturwüchsig« gesichert haben; im Sozialismus (das Wort erscheint nicht direkt, aber man kann es aus dem Kontext folgern) sei dieser dann systematisch und rationell »als regelndes Gesetz der gesellschaftlichen Produktion« herzustellen.²² Es ist schade, daß weder Marx noch Engels diese Intuition weiter entwickelt haben, beruht sie doch auf dem Gedanken, daß die vorkapitalistischen Gemeinschaften in naturwüchsiger Harmonie mit ihrem natürlichen Umfeld lebten und daß der Sozialismus die Aufgabe hat, diese Harmonie auf neuen Grundlagen wieder herzustellen.

20 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band, a. a. O., S. 791.

21 Friedrich Engels: Anti-Dühring, a. a. O., S. 263.

22 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band, a. a. O., S. 528.

An bestimmten Stellen scheint Marx die Erhaltung der natürlichen Umwelt als fundamentale Aufgabe des Sozialismus zu betrachten. Zum Beispiel setzt der dritte Band des *Kapitals* der kapitalistischen Logik der agrarischen Großproduktion, die sich auf die Exploitation und Vergeudung der Bodenkräfte gründet, eine andere, sozialistische Logik entgegen, und zwar diejenige »selbstbewußter rationeller Behandlung des Bodens als des gemeinschaftlichen ewigen Eigentums, der unveräußerlichen Existenz- und Reproduktionsbedingung der Kette sich ablösender Menschengeschlechter«. Ein ähnliches Argument findet sich wenige Seiten davor: »Selbst eine ganze Gesellschaft, eine Nation, ja alle gleichzeitigen Gesellschaften zusammen genommen, sind nicht Eigentümer der Erde. Sie sind nur ihre Besitzer, ihre Nutznießer, und haben sie als boni patres familias [gute Familienväter] den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen.«²³ Mit anderen Worten: Marx scheint das von Hans Jonas hochgeschätzte »Prinzip Verantwortung« zu akzeptieren, die Pflicht jeder Generation, die Umwelt als Existenzbedingung der künftigen Menschengenerationen achtsam zu behandeln.

In einigen Texten wird der Sozialismus mit der Aufhebung der Trennung von Stadt und Land und daher der Beseitigung der industriellen Verschmutzung in den Städten verbunden: »Nur durch Verschmelzung von Stadt und Land kann die heutige Luft-, Wasser- und Bodenvergiftung beseitigt, nur durch sie die jetzt in den Städten hinsiechenden Massen dahin gebracht werden, daß ihr Dünger zur Erzeugung von Pflanzen verwandt wird, statt zur Erzeugung von Krankheiten.«²⁴ Die Formulierung ist ungeschickt – die Frage verkürzt auf ein Stoffwechselproblem des menschlichen Düngers! –, doch es wird eine wesentliche Frage aufgeworfen: Wie soll der industriellen Vergiftung der Umwelt ein Ende gesetzt werden? Der utopische Roman des großen libertären marxistischen Schriftstellers William Morris *Kunde von Nirgendwo* (1891) ist ein faszinierender Versuch, das Bild einer neuen sozialistischen Welt zu zeichnen, in der die großen Industriestädte umweltverträglichen städtisch-ländlichen Heimstätten gewichen sind.

Schließlich definiert Marx, wiederum im dritten Band des *Kapitals*, den Sozialismus nicht mehr über die »Beherrschung« oder menschliche Kontrolle der Natur, sondern mittels der Kontrolle des materiellen Austauschs mit der Natur: Die Freiheit im Bereich der materiellen Produktion »kann nur darin bestehen, daß der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten, diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt von ihm als von einer blinden Macht beherrscht zu werden.«²⁵ Diesen Gedanken übernimmt Walter Benjamin, der als einer der ersten Marxisten im 20. Jahrhundert derartige Fragen aufgeworfen hat, nahezu wortwörtlich. Schon 1928 geißelte er in seinem Buch *Einbahnstraße* die Idee der Herrschaft über die Natur als »imperialistische Lehre« und schlug eine neue Auffassung der Technik als »Beherrschung des Verhältnisses zwischen Natur und Menschheit« vor.²⁶

Weitere Beispiele einer wirklichen Sensibilität für die Frage nach der natürlichen Umwelt der menschlichen Tätigkeit ließen sich unschwer finden. Dennoch bleibt es dabei, daß es Marx und Engels an

23 Karl Marx: Das Kapital. Dritter Band, a. a. O., S. 820, 784.

24 Friedrich Engels: Anti-Dühring, a. a. O., S. 276. Siehe auch folgende Stelle in Friedrich Engels: Zur Wohnungsfrage, MEW, Bd. 18, Berlin 1962, S. 279-280: »Die Aufhebung des Gegensatzes zwischen Stadt und Land ist nicht mehr und nicht minder eine Utopie als die Aufhebung des Gegensatzes zwischen Kapitalisten und Lohnarbeitern. [...] Niemand hat sie lauter gefordert als Liebig in seinen Schriften über die Chemie des Ackerbaus, worin stets seine erste Forderung ist, daß der Mensch an den Acker das zurückgebe, was er von ihm erhält, und worin er beweist, daß nur die Existenz der Städte, namentlich der großen Städte, dies verhindert.« Im weiteren dreht sich die Argumentation abermals um den »Dünger«, der von den großen Städten erzeugt wird.

25 Karl Marx: Das Kapital. Dritter Band, a. a. O., S. 828.

26 Walter Benjamin: Einbahnstraße, Berlin 1928. – Die französische Ausgabe, auf die sich Löwy bezieht, ist 1978 bei Ed. Lettres Nouvelles – Maurice Nadeau unter dem Titel »Sens Unique« erschienen.

einer ökologischen Gesamtperspektive mangelt. Andererseits aber ist eine den gegenwärtigen Herausforderungen entsprechende kritische Ökologie undenkbar ohne Berücksichtigung der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie, seines Anfechtens der von der schrankenlosen Akkumulation des Kapitals ausgehenden destruktiven Logik. Eine Ökologie, die den Marxismus und seine Kritik des Warenfetischismus übergeht oder verachtet, ist dazu verurteilt, nur Hilfsmittel gegen die »Auswüchse« des kapitalistischen Produktivismus zu sein.

Vorläufig schließen ließe sich diese Diskussion mit einer – meines Erachtens treffenden – Anregung, die Daniel Bensaïd unlängst in seiner bemerkenswerten Arbeit über Marx vorgebracht hat. Dessen eingedenk, daß es ebenso falsch wäre, Marx von den »progressistischen« oder »prometheischen« Illusionen seiner Zeit freizusprechen, wie ihn zu einem Barden der maßlosen Industrialisierung zu machen, empfiehlt er uns ein weit fruchtbareres Herangehen: sich in den Marxschen Widersprüchen »niederzulassen« und sie ernst zu nehmen. Der erste dieser Widersprüche ist ganz gewiß derjenige zwischen dem produktivistischen Credo mancher Texte und der Intuition, daß der Fortschritt Quell unumkehrbarer Zerstörung der natürlichen Umwelt sein kann.²⁷

27 Siehe Daniel Bensaïd: *Marx l'intempestif*, Ed. Fayard, Paris 1995, S. 347.

Die ökologische Frage ist meines Erachtens *die große Herausforderung* für einen neuen Frühling des marxistischen Denkens an der Schwelle des 21. Jahrhunderts. Sie verlangt von den Marxisten einen radikalen Bruch mit der Ideologie des linearen Fortschritts und dem technologisch-ökonomischen Paradigma der modernen industriellen Zivilisation. Zwar geht es – selbstverständlich – nicht darum, die Notwendigkeit des wissenschaftlich-technischen Fortschritts und der Steigerung der Arbeitsproduktivität in Frage zu stellen: Das sind unumgängliche Voraussetzungen für zwei wesentliche Ziele des Sozialismus, die Befriedigung der gesellschaftlichen Bedürfnisse und die Verkürzung des Arbeitstags. Die Herausforderung besteht darin, den Fortschritt so umzulenken, daß er mit der Erhaltung des ökologischen Gleichgewichts des Planeten verträglich wird.

Die Achillesferse der Marx-Engelsschen Argumentation war eine in manchen »kanonischen« Texten auftretende unkritische Auffassung der kapitalistischen Produktivkräfte – d. h. des modernen industriekapitalistischen Technik- und Produktionsapparats –, als ob diese »neutral« seien und als ob es genüge, daß die Revolutionäre sie vergesellschafteten, ihre private Aneignung durch gemeinschaftliche Aneignung ersetzen, sie zugunsten der Arbeitenden laufen lassen und sie schrankenlos entwickeln.

Ich denke, daß für den vom Kapital geschaffenen Produktionsapparat dasselbe Argument gelten muß, wie Marx es im *Bürgerkrieg in Frankreich* für den Staatsapparat geprägt hat: »Aber die Arbeiterklasse kann nicht die fertige Staatsmaschinerie einfach in Besitz nehmen und diese für ihre eignen Zwecke in Bewegung setzen.«²⁸ *Mutatis mutandis* können die Arbeitenden nicht einfach die kapitalistische Produktions»maschinerie« in Besitz nehmen und sie für ihre eigenen Zwecke in Bewegung setzen; sie müssen sie radikal nach sozialistischen und ökologischen Kriterien transformieren – das Äquivalent dessen, was Marx in einem Brief an Kugelmann zur Pa-

28 Karl Marx: *Der Bürgerkrieg in Frankreich*, MEW, Bd. 17, Berlin 1968, S. 336.

riser Kommune als Zerschlagen des bürgerlichen Staatsapparats bezeichnet. Das beinhaltet nicht nur die Ablösung destruktiver Energieformen durch erneuerbare, nicht verschmutzende Energiequellen wie die Solarenergie, sondern auch eine tiefgreifende Umgestaltung des vom Kapitalismus überkommenen Produktionssystems sowie des Verkehrssystems und des urbanen Siedlungssystems.

Kurzum, der Ökosozialismus beinhaltet eine *Radikalisierung des Bruchs mit der kapitalistischen materiellen Zivilisation*. In dieser Sichtweise zielt das sozialistische Projekt nicht nur auf eine neue Gesellschaft und eine neue Produktionsweise, sondern auch auf *ein neues Zivilisationsmuster*.

Aus dem Französischen übersetzt von JOACHIM WILKE

Anzeige in der Printausgabe

VI. Internationaler Kongress für Interkulturelle Philosophie

23. bis 27. Mai 2005
Senftenberg/Niederlausitz

**DOMINANZ DER KULTUREN
UND INTERKULTURALITÄT**

JOACHIM H. SPANGENBERG

Nachhaltigkeit – Konzept, Grundlagen, Herausforderungen, Anwendungen

Nachhaltigkeit als gesellschaftlicher Entwicklungspfad

Nachhaltigkeit ist das wahrscheinlich anspruchsvollste Politik-Konzept, das je entwickelt wurde. Der Begriff beschreibt die Zielsetzung, die Existenzfähigkeit und Vitalität («viability») eines Systems dauerhaft zu sichern. Politisch zielt er auf den langfristigen Erhalt der Funktions- und Leistungsfähigkeit des Wirtschafts- und Gesellschaftssystems, auf das Wohlbefinden der Menschen und den Erhalt einer gesunden Umwelt, und das weltweit.

Ausgehend vom Primat der Politik ergibt sich daraus für Nachhaltigkeitspolitik eine doppelte Herausforderung: Einerseits muss sie die räumlichen und zeitlichen Grenzen politischen Handelns so ausweiten, dass zukünftige Generationen und entfernte Nationen und ihre Bürger/innen in die Handlungsperspektive einbezogen werden (Entgrenzung in Raum und Zeit, einschließlich einer Globalisierung der Verantwortung). Andererseits muss sie die Integration aller relevanten Politikbereiche in eine Strategie der nachhaltigen Entwicklung erreichen. Beide Neuerungen stellen erhebliche, so noch nicht da gewesene Herausforderungen für die Politikgestaltung dar.

Politik-Integration

Wenn im Folgenden von Nachhaltigkeit die Rede ist, so ist damit eine substantielle Nachhaltigkeit gemeint (auch als Zukunftsfähigkeit bezeichnet), im Gegensatz zu dem Versuch, alte Konzepte ohne inhaltliche Fortentwicklung unter dem Etikett »nachhaltige XY-Politik« erneut zu vermarkten. Eine solche Nachhaltigkeit erfordert die Aufrechterhaltung der produktiven wie reproduktiven Potenziale von Bürger/inne/n, Gesellschaft, Wirtschaft und Umwelt in ihrem Prozess der interdependenten Entwicklung (Koevolution). Sie ist ein anthropozentrisches Konzept der Makroebene, das Menschen als soziale Personen wahrnimmt, d.h. als vergesellschaftetes Individuum mit ökonomischen, sozialen, kulturellen, emotionalen und anderen Formen der gleichzeitigen Integration in unterschiedliche soziale Gruppen wie Familien, Freundeskreise, Kollegen/Belegschaften, Schichten, Religionsgemeinschaften, Interessenorganisationen etc.

Insofern beinhaltet Nachhaltigkeit die Forderung nach einer dauerhaften Sicherung des Humansystems (Humankapital in der Ökonomik, soziale Dimension bei UNCSD, Realisierungschancen oder *capabilities* bei Sen 2000), des Gesellschaftssystems (Sozialkapital, institutionelle Dimension, die Summe der Regeln und Mechanismen, die das menschliche Zusammenleben bestimmen), der Wirt-

Joachim H. Spangenberg – Jg. 1955; Dr. rer. pol. (Volkswirtschaft); Vizepräsident des Sustainable Europe Research Instituts (SERI), Wien, Bad Oeynhausen. Studium der Biologie, Mathematik und Ökologie in Köln und Essen. 1986 bis 1991 wissenschaftlicher Mitarbeiter der SPD-Bundestagsfraktion und dort Referent für Gentechnik. Von 1992 bis 1999 Mitarbeit am Wuppertal-Institut – zuletzt als Projektbereichsleiter »Sustainable Societies«. Seit 2000 freiberufliche Tätigkeit unter anderem für UNDP und den Verband der europäischen Aluminiumindustrie. Seit 2002 Senior Scientist bei SERI, seit 2003 Gastprofessor für ökologische Ökonomik an der Universität Versailles. Ehrenamtliche Tätigkeiten 1990-2002 Wiss. Beirat des BUND, Vors. Friends of the Earth Europe, Leitungs-kreis/Sprecher Forum Um-

welt und Entwicklung, zur Zeit Beirat NaturwissenschaftlerInnen-Initiative, Executive Committee INES. Zuletzt in UTOPIE kreativ: Soziale Nachhaltigkeit. Eine integrierte Perspektive für Deutschland, Heft 153/154 (Juli/August 2003).

schaft (Sach- und Finanzkapital, ökonomische Dimension, die Summe der produktiven Prozesse und ihrer Mittel in Erwerbs- wie in Nichterwerbsarbeit) und der Umwelt (Naturkapital, ökologische Dimension, der nicht vom Menschen dominant gesteuerte Teil der Natur). Im Sinne der Nachhaltigkeit sind diese Systeme und ihre Wechselwirkungen zudem so zu gestalten, dass sie in der Gesamtsicht ein sich stabil entwickelndes System ergeben (Integrationsanfordernis). So ist zum Beispiel die Reduzierung des Verbrauchs fossiler Brennstoffe eine ökologische Notwendigkeit, und auch zur Sicherung des Friedens eine vorrangige politische Aufgabe. Die Abkehr von fossilen Brennstoffen muss deshalb ein zentrales Ziel der Wirtschaftspolitik sein, verbunden mit Maßnahmen zur Bedarfsreduzierung und zur Entwicklung von Substituten, die wiederum zur Schaffung neuer Arbeitsplätze beitragen. Ähnlich müssen die Ziele wirtschaftlicher Nachhaltigkeit so angestrebt werden, dass Innovation und Investitionen ebenfalls sozialen, ökologischen und institutionellen Nachhaltigkeitskriterien gerecht werden, also z.B. Qualifikation und Qualität von Arbeit und Leben fördern und die Belastung der Umwelt reduzieren.

Entgrenzung: Globale Verantwortung statt »Festung Europa«

Als Ergebnis der Nord-Süd-Debatte ist das Konzept Nachhaltigkeit naturgemäß von vornherein nicht auf die nationale oder regionale Ebene beschränkt, sondern betont die Globalisierung ökonomischer wie ökologischer Probleme ebenso wie die Interdependenz der Betroffenen und die notwendige Globalität zielführender Lösungsansätze. Diese gegenseitige Abhängigkeit (Arbeitsdefinition: die Unfähigkeit, eigene Probleme alleine zu lösen) zeigt sich in immer mehr Bereichen, von Handels- und Weltwirtschaftsfragen über ökologische Probleme bis hin zur inneren Sicherheit wie aktuell im Herbst 2001, war aber auch schon vor der UN Konferenz für Umwelt und Entwicklung (UNCED, Rio de Janeiro 1992) deutlich zu erkennen (Spangenberg 1991; 1992). Sie hat dazu beigetragen, dass die Diskussion über »Global Governance« in den letzten Jahren sprunghaft zugenommen hat (King, Schneider 1991, S. 103 ff.; Stiftung Entwicklung und Frieden 1995; CEC 2001; Kopfmüller 2003). Aus dieser Interdependenz ergibt sich notwendig die Erweiterung der räumlichen Perspektive zur globalen Sicht als konstitutiver Bestandteil des Konzepts der nachhaltigen Entwicklung.

Zeitliche Entgrenzung: Intergenerationelle Verantwortung, auch für ökologische und soziale Schulden

Die zweite Erweiterung bezieht sich auf die zeitliche Perspektive: Nachhaltig ist demnach eine Form der Entwicklung, die eine umfassend verstandene Lebensqualität in dieser Generation sichert und zukünftigen Generationen die Wahlmöglichkeit erhält, wie sie ihr Leben gestalten wollen. Die schon klassische Formulierung der Brundtland Kommission lautet, nachhaltig sei »development that meets the needs of the present without compromising the ability of future generations to meet their own needs« (WCED 1987, S. 43). Damit wird der Erhalt von Optionalitäten in einer zeitlich ausgeweiteten Perspektive, von Freiheitsgraden möglicher zukünftiger Ent-

Der Artikel basiert auf einem Papier, das der Autor für eine Diskussion in der Zukunftskommission der Rosa-Luxemburg-Stiftung verfasste. Eine erweiterte und verbesserte Fassung dieses Textes wird demnächst bei der Stiftung erhältlich sein.

scheidungen (unter Berücksichtigung einer möglichen, wenn nicht gar wahrscheinlichen Änderung der Präferenzen) zur zweiten konstitutiven Neuerung im Konzept nachhaltiger Entwicklung.

Mit anderen Worten: Die Nachhaltigkeit eines sozio-ökonomischen Systems verlangt zum einen die globale Verallgemeinerbarkeit seiner Produktions- und Konsummuster insbesondere unter dem Kriterium der anhaltenden und allgemeinen Befriedigung wirtschaftlicher, sozialer, ökologischer und anthropologischer Bedürfnisse. Ist diese – infolge der sich wandelnden Präferenzen dynamisch zu verstehenden Bedingung – nicht gegeben, basiert das System also auf der dauerhaften Privilegierung einiger und Diskriminierung vieler, oder auf der langfristig nicht durchhaltbaren Übernutzung essentieller (also nicht substituierbarer) Ressourcen, so kann es nicht als nachhaltig bezeichnet werden.¹ Zum anderen muss eine Politik der Nachhaltigkeit fehlerfreundlich und reflexiv sein, d. h. Fehler ermöglichen und ermutigen, sie tolerieren und aus ihnen lernen. Zu diesem Zweck sowie in Respektierung der nicht vorhersagbaren Bedürfnisse und Präferenzen zukünftiger Generationen müssen Richtungsentscheidungen, obwohl sie pfadabhängige Entwicklungen konstituieren, soweit wie möglich revidierbar und ihre Folgen reversibel sein. So ist z.B. die Atomenergie, die für Jahrzehntausende strahlende Abfälle erzeugt und deren Management zukünftigen Generationen überlässt, aus diesem Grund nicht nachhaltigkeitsfähig. Damit ist die Nachhaltigkeit der gesellschaftlichen Systeme kein Endzustand, sondern unterliegt selbst einer ständigen Entwicklung. Zudem wird die Nachhaltigkeit der Industriestaaten des Nordens auch nach ihren Wirkungen auf die anderen Teile der globalen Wirtschaft, Gesellschaft und Umwelt bewertet.

Nachhaltigkeit basiert nach dieser Definition in erster Linie auf den anthropozentrisch definierten Zielen inter- und intragenerationaler Gerechtigkeit. Konkretisierend ergibt sich im Sinne nachhaltiger Entwicklung daraus die Forderung nach sozialer, ökologischer und ökonomischer Gerechtigkeit hier und heute; dabei ist insbesondere dann umstritten, wie das Verhältnis von gegenwärtiger Gerechtigkeit und einer zwischen den Generationen in diesem Kontext spezifiziert werden soll, wenn konkurrierende Nutzungsansprüche (trade-offs) zu vermuten sind.

Steuerungsprobleme

Nachhaltigkeit ist eine multidimensionale Aufgabenstellung als Zielvorgabe für komplexe Systeme. Politik für nachhaltige Entwicklung wirft deshalb neue Steuerungsprobleme auf, weil es sich bei den betroffenen Systemen Wirtschaft, Gesellschaft, Bevölkerung und natürliche Umwelt jeweils um dynamische, entwicklungsfähige Systeme handelt, die sich nicht unabhängig voneinander, sondern in einem ständigen Prozess der gegenseitigen Beeinflussung (Koevolution) fortentwickeln. Im Gegensatz zu mechanischen Systemen ist das Verhalten komplexer Systeme nicht vollständig vorhersagbar, was einer der Gründe für das Scheitern von Konzepten der Steuerung durch administrative Eingriffe (z. B. in der *progressive era* Anfang des 20. Jahrhunderts in den USA oder in den Zentralplanungs-wirtschaften Europas) wie durch ökonomische Interventionen war

»Es ist das übliche Los neuer Wahrheiten« meint T. H. Huxley in *Science and Culture*, »am Anfang eine Ketzerei und am Ende ein Aberglaube zu sein.« Etwas ganz in dieser Art scheint auch der Wahrheit widerfahren zu sein, dass die Märkte im Wirtschaftsleben eine wichtige Rolle spielen. Amartya Sen (2000, S. 139)

1 Wie weit Substitution möglich ist, wie weit also Natur- und Sachgüter komplementär oder austauschbare Äquivalente sind, bleibt jedoch umstritten – so ist z. B. nach Pearce und Atkinson (1993) eine weit-gehende, aber nach Daly (1996) keine Substitution möglich.

(Keynesianistische Globalsteuerung). Das heißt jedoch nicht, dass Steuerung *per se* unmöglich wäre, sondern dass sie nicht die direkte Umsetzung extern formulierter Ziele sein kann, sondern auf die häufig unvorhergesehenen Rück- und Nebenwirkungen reagieren muss, die Kennzeichen der *reflexiven Moderne* sind (Beck et al. 1996). Nachbesserungen und Readjustierungen sind insofern nicht Zeichen von Politikversagen, sondern von Lernfähigkeit. Eine Kontextsteuerung, die auf einem breiten Instrumentenmix aufbaut (von Rechtssetzung und Normung über ökonomische und informatorische Instrumente bis zu Planungsvorgaben), führt dann zu einer stärker politisch gesteuerten Ökonomie bei gleichzeitig weniger direkten Eingriffen in das Wirtschaftsgeschehen (Hinterberger et al. 1996; Renner 1998).

Die Gesamtheit dieser Regulierungen ist dabei so zu gestalten, dass sie als evolutionäre Entdeckungsprozesse institutionalisiert werden und so den Markt da ergänzen, wo er Schwachpunkte aufweist. Dieser Ansatz verbindet gestaltende Richtungsgebung durch Setzung von Rahmenbedingungen (Kontextsteuerung) mit der Mobilisierung von Selbstorganisationspotenzialen und deren Entwicklungs- und Innovationsfähigkeit. Nicht nur die Wirtschaft, sondern auch die Gesellschaft, ihre Wohlstandsmodelle und Arbeitsformen, Gerechtigkeitsvorstellungen und Leitbilder sind demnach lernende soziale Systeme, die aufeinander abgestimmt sein müssen. (Katterle 1999).

Operationalisierung

Das Oberziel einer Politik der nachhaltigen Entwicklung ist der Erhalt der Funktionsfähigkeit des Gesamtsystems aus Umwelt und Menschen, Wirtschaft und Gesellschaft. Um dieses Ziel zu operationalisieren, können Gesellschaften und ihre Naturverhältnisse als vierdimensionaler Raum beschrieben werden, wobei Umwelt, Bevölkerung, Gesellschaft und Wirtschaft je eine Dimension darstellen. Jeder Entwicklungsprozess betrifft alle vier Dimensionen, und nachhaltige Entwicklung stellt eine spezifische Auswahl aus den potenziell möglichen Entwicklungspfaden dar.

Die Dimensionen

Ausgehend von dem Charakter der Entwicklung des Gesamtsystems als Koevolution der Teilsysteme ergibt sich unvermeidlich, dass die Nachhaltigkeit jedes der Teilsysteme ökonomischen, ökologischen, sozialen und institutionellen Kriterien unterliegt. Diese sind auf jedes der vier Teilsysteme anzuwenden, die bei der UN Kommission für nachhaltige Entwicklung als Dimensionen der Nachhaltigkeit bezeichnet werden (UNDP/CSD 1996) und bei der Weltbank wie bei vielen Ökonomen als Kapitalstöcke (Serageldin 1997). Nachhaltiges Wirtschaften zielt auf Bestandserhalt im Sinne von Werterhalt des Bestandes (und ist damit kontextabhängig) plus Produktivitätserhalt. Das gilt für alle vier Systeme/Dimensionen/Kapitalstöcke, und für Erwerbs- wie für Nichterwerbsarbeit (Hofmeister 1999).

In dieser Strukturierung umfasst

- die *institutionelle Dimension* (Teilsystem »Gesellschaft«, Sozialkapital) die aus dem Menschen äußerlichen, interpersonellen Interaktionen resultierenden handlungsrelevanten formellen wie informellen Beziehungsverhältnisse;

- die *soziale Dimension* (Teilsystem »Bevölkerung«, Humankapital) die Gesamtheit der intrapersonalen persönlichen Fähigkeiten, Eigenschaften und Erfahrungen von Individuen und sozialen Gruppen;

- die *ökologische Dimension* (Teilsystem »natürliche Umwelt«, Naturkapital) alle bio-geologischen Prozesse und ihre Elemente, also nicht die vom Menschen gestalteten Abläufe und Artefakte;

- die *ökonomische Dimension* (Teilsystem »Wirtschaft«, Sachkapital) Herstellung, Austausch und Nutzung von Gütern und Dienstleistungen in Erwerbs- und Nichterwerbswirtschaft, einschließlich ihrer Mittel und Resultate (Geld, Gewinne, Vermögen, Akkumulation ...).

An (fast) jeder menschlichen Handlung sind alle vier Dimensionen in wechselnder Gewichtung beteiligt – die vorgenommene Trennung ist also künstlich, aber insofern sinnvoll, als die beschriebenen Komponenten der Gesamtheit von »menschlicher Gesellschaft und ihrer Umwelt« über durchaus verschiedene Funktionslogiken und Zeitstrukturen verfügen, die bei nachhaltigkeitsorientierten Entscheidungen zu beachten sind. Alle vier Dimensionen bzw. Gegenstandsbereiche oder Kapitalstöcke interagieren, und oft sind die Trennungslinien nur mühsam klar zu ziehen (Spangenberg 2001). Insbesondere die Abgrenzung der sozialen und der institutionellen Dimension, also der Gegenstandsbereiche Bevölkerung und Gesellschaft ist nicht einfach.²

So gehören z. B. individuelle Leitvorstellungen und Präferenzen zur sozialen Dimension, Leitbilder als Charakteristikum sozialer Gruppen aber zur institutionellen. Diese umfasst interpersonelle Strukturen der Gesellschaft, also durch Interaktion von Bürger/inne/n entstehende Institutionen wie Organisationen (Vereine, Nachbarschaftsnetzwerke, etc.), Mechanismen (wie Entscheidungsabläufe, gegenseitiges Vertrauen und Toleranz, aber auch Macht und Einflussmöglichkeiten) sowie Orientierungen (geteilte soziale Zielvorstellungen, Meta-Leitbilder nachhaltiger Entwicklung, Mythen oder Paradigmen und »mental maps«).

Institutionen wie Überzeugungen, Normen, Beziehungen, Eigentumsrechte oder Behörden entstehen als soziale Antwort auf die Herausforderung der natürlichen und sozialen Umwelt und die bei ihrer Bewältigung auftretenden Kooperationsprobleme (Weißbuch 2000). Allgemeiner werden Institutionen im Sinne der Politikwissenschaften (z. B. Czada 1995) als interpersonelle entscheidungsleitende Mechanismen und Regelsysteme verstanden.³ Unter diese breit angelegte Definition fallen nicht nur legitime Institutionen, z. B. politische Institutionen, die eine Legitimation durch das Repräsentanzprinzip und durch ihre Handlungs- und Sanktionsfähigkeit haben, oder legitime gesellschaftliche Institutionen, sondern auch Institutionen wie das organisierte Verbrechen, seine Einflussmechanismen und die es ermöglichenden Traditionen und Einstellungen. Wenn jedoch im Folgenden von Institutionen die Rede ist, ist dies stets auf solche im erstgenannten Sinn bezogen, da nur diese als relevant für eine auch institutionell nachhaltige Entwicklung angesehen werden, die Transparenz, Verantwortlichkeit, Demokratie und Legitimität beinhalten.

2 Die Elemente der institutionellen Dimension werden deshalb in einfacheren Konzepten – soweit überhaupt berücksichtigt – meist dem Gegenstandsbereich des »Sozialen« zugeschlagen, der dann die Individuen der Bevölkerung wie ihre Vergesellschaftung umfasst, also sehr weit gefasst und so auch in seiner Operationalisierbarkeit beeinträchtigt ist.

3 Die Wahl einer politikwissenschaftlichen Definition erfolgt nicht willkürlich: historische, soziologische und juristische, insbesondere aber auch die Ansätze der neuen Institutionenökonomik erweisen sich im Rahmen eines auf politisches Handeln ausgerichteten Nachhaltigkeitskonzepts als weniger geeignete Konzepte (vgl. Spangenberg, et al. 2002, Ders. 2002).

Nachhaltigkeitskriterien je Kapitalstock/Dimension

Für eine Politik der Nachhaltigkeit ist es notwendig, statt blindem Wachstumsglauben (oder seiner ebenso blinden Verdammung) den Glauben an ein Allheilmittel aufzugeben und zu einer Ziele gebundenen Politik überzugehen. Das wäre auch ein demokratischer Fortschritt, da er den Wähler/inne/n erlaubt, zwischen unterschiedlichen Zukunftsentwürfen zu entscheiden, und nicht nur zwischen verschiedenen Mitteln auf dem Wege zum Einheitsziel der *classe politique*. Solche Ziele müssen auf unterschiedlichen Konkretisierungsniveaus klar benannt werden (vgl. auch die Gliederung in Leitprinzipien, Was- und Wie-Regeln und Indikatoren bei der HGF (Kopfmüller et al. 2001) und die Berichte früherer Enquete-Kommissionen des deutschen Bundestags):

- zentrale Qualitätsziele, die dimensionenübergreifend zentrale Charakteristika der angestrebten Gesellschaftsformation beschreiben;
- allgemeine Leitbilder, die den Kontext jeweils spezifischer politischer Entscheidungen darstellen;
- spezifische Leitbilder, die in verschiedenen Politikbereichen die Handlungsaufgaben konkretisieren; und
- Handlungs- bzw. Gestaltungsziele.

Unter Berücksichtigung von intragenerationellen Gerechtigkeitsvorstellungen lassen sich Qualitätsziele für eine Entwicklung in Richtung auf Nachhaltigkeit benennen (Hans-Böckler-Stiftung 2000):

Ein grundlegendes soziales Ziel ist die Gewährleistung der Möglichkeit, das Recht zur freien Entfaltung der Persönlichkeit auch in die Realität umzusetzen, das Vorhandensein der dazu notwendigen Voraussetzungen. Dazu gehört z. B. der Schutz der Gesundheit der Arbeitnehmer durch die Begrenzung der Belastung durch Erwerbsarbeit (Extensität, Intensität, Flexibilität), durch den Belastungsausgleich in Mischarbeit und die eigenaktiven Gestaltungsmöglichkeiten ebenso wie die Bewusstmachung und Herstellung sozialer und ökologischer Kreisläufe zwischen Arbeit und Leben, damit Erhöhung von Schlüsselqualifikationen, individueller Verantwortlichkeit und Innovativität.

Ein vorrangiges Ziel aus ökonomischer Sicht ist die Bewahrung der statischen und dynamischen Effizienz, das heißt Erhalt und Schaffung von Anreizen zur Wirtschaftlichkeit ebenso wie zur ständigen Verbesserung der Wirtschaftlichkeit durch Innovation, sowie Sicherung der Attraktivität des Produktionsstandorts und die Leistung eines angemessenen Beitrags zur internationalen wirtschaftlichen Stabilität. Dazu dient u. a. eine staatliche Rahmenordnung zur Beseitigung von Markt- und Marktwirtschaftsversagen, so dass Marktmechanismen da zur vollen Entfaltung kommen, wo dies dem Allgemeinwohl dient.

Aus ökologischer Sicht ist das Oberziel, die Regenerationsfähigkeit des Natursystems dauerhaft zu sichern. Dazu bedarf es einer Verringerung des fossilen Primärenergieverbrauchs, der gesamten Rohstoffentnahme aus der Natur und des Flächenverbrauchs derart, dass es gelingt, die unvermeidliche Klimaänderung auf ein handhabbares Maß zu beschränken (IPCC et al. 2000), die wesentlichen Antriebskräfte, die hinter den meisten gegenwärtigen (und wohl auch zukünftigen) Umweltschäden stehen, auf ein Maß abzusinken,

das der Natur eine Regeneration ermöglicht (vgl. Schmidt-Bleek 1994) und durch die verringerte Inanspruchnahme von Ressourcen die Voraussetzung für eine weltweite Verteilungsgerechtigkeit im Ressourcenverbrauch schafft (vgl. Spangenberg 1995). Hinzu kommt der Schutz der biologischen Vielfalt gegen Belastungen aus Flächenverbrauch, Klimawandel, Schadstoffemissionen und Invasionen nicht-indigener Arten und die Risikovermeidung für Mensch und Umwelt durch die Mechanismen der traditionellen Umweltpolitik sowie schließlich eine fehlerfreundliche Technikgestaltung, die zum Beispiel die Atomkraftnutzung ausschließt.

Aus institutioneller Sicht ist eine freiheitliche Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung die Voraussetzung für ein erfülltes Leben in Frieden und sozialer Sicherheit. Grundlage für die Realisierung dieses Qualitätsziels ist eine Interpretation von Gemeinwohl auf der Grundlage eines Ausgleichs der individuellen Präferenzen, von Solidarität und der Verantwortung für künftige Generationen. Als freiheitssichernder Sozialstaat dient eine solche Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung dazu, einen menschenwürdigen Lebensstil für alle Bürger/innen zu ermöglichen, einschließlich der Sicherung des Zugangs zu den relevanten gesellschaftlichen Prozessen, zu Bildung, Kultur und Entscheidungsprozessen, also Partizipation und Demokratisierung. Dazu gehört auch die Möglichkeit zur Teilnahme am Erwerbsleben für alle (Erwerbschancen, Vollbeschäftigung) und Gewährleistung des Lebensunterhalts für diejenigen, die am Erwerbsleben nicht teilnehmen können oder gesellschaftlich anerkannte Aufgaben außerhalb der Erwerbstätigkeit wahrnehmen (Armutsbekämpfung, soziale Sicherung) und eine robuste Gestaltung sozialer Sicherungssysteme einschließlich einer sozialen Mindestsicherung (Grundeinkommen o. ä.), sowie ein fairer intergenerationaler Ausgleich. Ein anderer wesentlicher Aspekt ist die Erhöhung sozialer Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern und Generationen in Bezug auf die Teilhabe an Erwerbsarbeit, wie bei der Übernahme von notwendigen und sinnvollen informellen Tätigkeiten (vgl. Brandl 2000).

Unterhalb dieser Ebene der allgemeinen Qualitätsziele und in den obigen Begründungen bereits angedeutet, sind die Leitbilder angesiedelt. Wenn z. B. ein allgemeines Qualitätsziel die Möglichkeit zu einem erfüllten Leben in Frieden und sozialer Sicherheit ist, dann wird dies durch verschiedene Leitbilder konkretisiert, z. B. zu Konfliktlösung, zur sozialen Sicherheit, zur Zukunft der Arbeit (Leitbild z. B.: Gestaltung der Erwerbsarbeit als Teil von Mischarbeit (vgl. Hildebrandt 1999) durch die Aufwertung der Prinzipien der Fürsorge, des Haushaltens und der Solidarität), zum Schutz der sozialen Gemeinschaften, der Familien und sozialen Gruppen (Leitbild z. B.: Aufwertung versorgender und gemeinschaftlicher Tätigkeiten, damit auch die Erhöhung der sozialen Sicherheit (vgl. Hildebrandt 1997). Um ein anderes allgemeines Qualitätsziel, das Recht zur freien Entfaltung der Persönlichkeit, zu realisieren, muss eine Reihe von Voraussetzungen u. a. in den Bereichen Bildung, Erziehung, Bürgerrechte, materielle Sicherung, Arbeit, Recht auf Mobilität, etc. erfüllt sein; diese werden durch spezifische Leitbilder konkretisiert.

Spezifische Leitbilder und Handlungs- bzw. Gestaltungsziele z. B. für den Bereich Umwelt- und Naturschutz finden sich detailreich und sachkundig ausgearbeitet bei Lüderitz (2004). Für die Gestaltung der Arbeitswelt ergibt sich z. B. aus der institutionellen Zielsetzung die Herausforderung, Teilhabe konkret werden zu lassen. Das kann sich nicht nur auf den notwendigen Erhalt und Ausbau der betrieblichen Mitbestimmung beziehen, die das Unternehmerlager inzwischen kollektiv auf die Abschlusliste gesetzt hat, sondern es erfordert zusätzlich die Ergänzung der betrieblichen und Konzernmitbestimmung um die am Arbeitsplatz, d. h., die Stärkung individueller Partizipationsrechte auch im Arbeitsleben. Diese Forderungen sind nicht nur Bestandteil der institutionellen Dimension nachhaltiger Entwicklung, sondern stärken die soziale Dimension durch Bildung von Wissen und Persönlichkeit, sowie die ökonomische Dimension durch die zusätzlichen Innovationspotenziale, die bisher weitgehend ungenutzt in den Köpfen der Belegschaften schlummern (die Zurückweisung von Mitbestimmung als Einschränkung unternehmerischer Freiheit ist insofern ein Zeichen eher präkapitalistisch-feudaler Machtstrukturen in vielen Unternehmen). Gerade in Zeiten krisenhafter ökonomischer Entwicklungen (Globalisierung) sind Innovationen der Schlüssel zum Überleben, und nicht Kostensenkungsstrategien, die im Wettbewerb mit sich industrialisierenden Ländern des Südens von vornherein keine dauerhafte und damit nachhaltige Lösung bieten können. Innovationen, die die Wettbewerbsfähigkeit stärken, können jedoch nicht nur technische Neuerungen sein, sondern müssen technische, soziale und Prozessinnovationen verbinden. Solche kreativen Antworten bedürfen origineller Lösungen, die am ehesten realisiert werden können, wenn an ihrer Hervorbringung und Implementation möglichst viele Menschen beteiligt sind. Mit anderen Worten: erfolgreiche Innovation verlangt einen integrativen Ansatz und bedarf der Teilhabe und Partizipation – das gilt in der Wirtschaft wie im öffentlichen Sektor und in zivilgesellschaftlichen Institutionen.

Eine derart innovative Gesellschaft bedarf zur Absicherung der mit schnellen Entwicklungen immer verbundenen Friktionen eines zuverlässigen sozialen Sicherungssystems, und eine partizipatorische Gesellschaft ist nur möglich bei einer entsprechenden Sozialisation ihrer Bürger/innen, die ohne soziale Kohäsion und aktive Integration nicht zu haben ist. Die formelle wie materielle Freiheit zur Entfaltung der eigenen Persönlichkeit ist Bedingung für die Entwicklung zu mündigen Staatsbürger/inne/n.

Wider die ökonomistische Verengung der Perspektive

Gegenwärtig wird häufig argumentiert, dass das notwendige Wohlstandsniveau nur mittels der effizienten Allokation durch freie Märkte erreicht werden kann, und dass deshalb eine Deregulierungspolitik den Interessen der Einzelnen am besten dient. Diese Argumentation hat eine Vielzahl von Schwachstellen (Nelson 1997); im Zusammenhang mit Nachhaltigkeit sind die folgenden von besonderer Relevanz:

- Die ökonomische Theorie, auf der solche Vorhersagen (Wohlstandsmehrung durch Deregulierung) beruhen, nimmt den Markt als

Austauschmechanismus unter wohlinformierten Gleichen an. Dass Marktprozesse Ausdrucksformen der hinter ihnen stehenden Institutionen sind (einschließlich Machtstrukturen), wird in der politisch handlungsleitenden Standardökonomik vernachlässigt (was wiederum eine Machtstruktur zeigt). So werden die Akteure und ihre Interessen verdrängt und als Ziel ein Marktmechanismus propagiert, der ein vollständig anonymer Austauschmechanismus ist, in dem alle die gleichen Rechte und Möglichkeiten haben. Damit kennt der »perfekte Markt« keine Verantwortlichen – er ist die vollendete Form kollektiver Verantwortungslosigkeit. Deshalb sind Probleme, die eine/n individuell Verantwortliche/n brauchen, strukturell nicht marktfähig.

- Selbst unter der Annahme idealer Märkte, in denen eine effiziente Allokation gewährleistet ist, führt dies nur für solche privaten Güter zu einem optimalen Ergebnis, deren Verteilung nach Kaufkraft gewünscht ist. Wenn jedoch aus politischen, ethischen oder anderen Gründen eine andere Verteilung als angemessen angesehen wird, dann bedarf entweder der Marktmechanismus der politischen Ergänzung, z. B. durch eine Korrektur der Primärverteilung durch Abschöpfung mittels progressiver Einkommenssteuern, Vermögenssteuern etc. und Umverteilung mittels Transferleistungen (in diesem Falle bleibt die Allokation nach Kaufkraft unangetastet, aber die Kaufkraft wird umverteilt). Alternativ oder komplementär (z. B. bei unzureichender Umverteilung oder für den Zugang zu öffentlichen Gütern) kann die Verteilung über andere Mechanismen als den Markt organisiert werden, wie in der Vergangenheit für Kindergartenplätze, Hochschulzugang und allgemeine öffentliche Leistungen, die nicht meistbietend, sondern nach festen Gebührensätzen angeboten werden. Solche Korrekturen von Marktmechanismus und -ergebnis sind im Nachhaltigkeitskontext insofern unverzichtbar, als Nachhaltigkeit auf Gerechtigkeit aufbaut (und in vieler Hinsicht die Operationalisierung eines erweiterten Gerechtigkeitsziels darstellt), während der Markt als Institution keine übergeordneten Ziele wie Gerechtigkeit kennt.

Diese Einschränkungen sind kein generelles Verdikt gegen offene Güter- und Finanzmärkte (auch Keynes und Marx haben erfolgreich an der Börse spekuliert), sondern die Aufforderung, ihre Vor- wie Nachteile zu sehen und diese gezielt im Dienste einer übergeordneten politischen Strategie und im geeigneten Kontext zu nutzen. Sie weisen aber auf die Probleme hin, die durch die neoliberal inspirierte »Durchkapitalisierung aller Lebensbereiche« entstehen.

Die seit den 1980er Jahren in Westdeutschland zu beobachtende »Durchstaatlichung« im Sinne des Ausbaus staatlicher Überwachungs- und Kontrollapparate sowie die umfassende staatliche Stützung für die Rahmenbedingungen der Akkumulation (Fuchs 1987) schreitet ebenfalls, und nach dem Beitritt der ehemaligen DDR noch verstärkt fort, wie die Diskussion um die Etablierung des »repressiven Wohlfahrtsstaates« rund um die Agenda 2010 der Bundesregierung verdeutlicht.

Nachhaltigkeit als »soziale Lehre«

Nachhaltigkeit als »soziale Lehre«, als Orientierung oder Meta-Leitbild und neue Fortschrittsdeutung unterscheidet sich von Ideologien

«The Earth belongs to each ... generation during its course, fully and in its own right. The second generation receives it clear of the debts and encumbrances, the third of the second, and so on. For if the first would charge it with a debt, then the Earth would belong to the dead and not to the living generation. Then, no generation can contract debts greater than may be paid during the course of its own existence ...»

Thomas Jefferson an James Madison, 6. September 1789

durch *Zukunftsoffenheit* (Undeterminiertheit) und vom Liberalismus durch *Gerichtetheit*. Im Gegensatz zum liberalen Vorschlag, Nachhaltigkeit als regulative Idee zu betrachten und Nachhaltigkeitskriterien nur auf den Prozess der Entscheidungsfindung anzuwenden, unabhängig von seinen Ergebnissen (hierin ähnlich der Gerechtigkeitstheorie von Rawls könnte diese Vorstellung als prozedurale Nachhaltigkeit bezeichnet werden), kann eine Nachhaltigkeitskonzeption, die den seit dem 18. Jahrhundert und insbesondere seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts entstandenen Grundlagen des Konzepts sowie internationalen Vereinbarungen, UN-Beschlüssen etc. verpflichtet ist, auf normativ gesetzte, überwiegend qualitative Ziele nicht verzichten (substanzielle Nachhaltigkeit). Nachhaltigkeit bestimmt einen Kanon, der politisches Handeln anleiten soll, aber nicht festlegt, der jedoch als Prüfmaßstab für die Ergebnisse dieses Handelns fungiert.

Solche substanzielle Nachhaltigkeit als politisches Orientierungs- und Bewertungsinstrument erfordert die Integration von expliziten Wertorientierungen und Gesellschaftsanalyse und ergibt ein Denk- und damit Deutungsmuster, das gesellschaftliche Veränderungen widerspiegelt, begleitet, analysiert und weitere oder andere einfordert. Es hilft z. B. Marktversagen (aufgrund zu identifizierender Umstände leistet ein Markt nicht, was er könnte, z. B. bei Monopolisierungen) und Marktwirtschaftsversagen zu erkennen und zu unterscheiden (für die Allokation von Gütern nach anderen als Kaufkraftkriterien ist der Markt als Instrument ungeeignet und muss versagen). Auf dieser Grundlage können dann Alternativen formuliert und eingefordert werden.

Richtig verstanden ist Nachhaltigkeit als moderne Politik zur Bändigung der kapitalistischen Wirtschaft auf verschiedenen Ebenen eine Antwort auf die und Ausdruck der Sehnsucht der Menschen nach einem gerechten und humanen (d. h. auch pluralistischen und toleranten) Gemeinwesen, nach Lösungen mit dem höchsten Nutzen für das Gemeinwohl. Nach dem Ende hermetisch geschlossener Denksysteme und Weltbilder ist Nachhaltigkeit damit der vielleicht wichtigste gesellschaftspolitische Gegenentwurf zur neoliberalen Weltordnung.

Ergebnisse der nunmehr ungehemmt wirkenden kapitalistischen Logik wären:

- die sozialen Beziehungen aus dem individuellen Eigeninteresse abzuleiten und sie darauf zu beschränken (M. Thatcher drückte es so aus: »there is no such thing as society«),
- damit die Gesellschaft auf ein Marktfunktionsinstrument zu verkürzen, was nach Matzner (2002) ein wesentliches Charakteristikum der US-Gesellschaft darstellt und diese vom tradierten europäischen Gesellschaftsmodell unterscheidet,
- den staatlichen Regulierungsauftrag auf den privaten Nutzen zu rechtzustutzen, da die gesellschaftliche Dimension für nichtexistent oder zumindest irrelevant erklärt ist.

Das Freiheitsverständnis der gegenwärtigen Welle an »Liberalisierung« ist ein eng gefasstes Verständnis von marktradikalem Wirtschaftsliberalismus ohne eine gesellschaftliche Dimension und hat mit dem Freiheitsverständnis der Aufklärung, wie es dem Konzept

der Nachhaltigkeit zugrunde liegt, wenig bis nichts zu tun. Was bleibt, ist die Freiheit der Konsumenten als Teil des Markgeschehens, nicht die Freiheit der Bürger/innen, denn diese ist als Freiheit im Rahmen eines Gemeinwesens definiert.

Rechts- und Sozialstaat sind durch solche Forderungen gefährdet. Sie waren und sind zum Teil noch Träger und Ausdruck des politischen Willens, die soziale Blindheit des Marktgeschehens ständig zu korrigieren, als Ergebnis jener sozialen Bewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts, die Freiheit und Gleichheit aufeinander bezogen haben. *Gleichheit* meint dann die gleiche Freiheit aller, die ohne andauernde Korrektur der dem Kapitalismus immanenten sich ständig ausweitenden Ungleichheit keine Chance hat, real zu werden. Gleichheit ist insofern eine konditionierte Norm für reale Verhältnisse, verwandt den *capabilities* bei Sen, nicht nur (ähnlich der Gerechtigkeit bei Rawls) ein prozedurales Kriterium im Sinne von Gleichbehandlung (Meyer 2004). Im Gegenteil: Gleichheit erfordert ungleiche Behandlungen ungleicher Situationen. Politische Ziele substanzieller Nachhaltigkeit müssen deshalb auch sein (Grebing 2004)

- die Freiheit sozial zu fundieren,
- Gleichheit individuell zu denken,
- Gerechtigkeit als umfassendes, alle Bereiche menschlicher Existenz durchwirkendes Prinzip zu verstehen, und
- Solidarität als Hebel einzusetzen.

Teilhabe ist das Oberziel einer nachhaltigen Gesellschaft, wirtschaftliche, soziale und rechtliche Teilhabe an einer gesunden Umwelt, einer lebenswerten Gesellschaft, an einem demokratischen Rechtsstaat mit partizipativer Entscheidungsfindung, an einem reichen kulturellen Leben auch durch Zugang zu Bildung, an einer funktionierenden, ausgelasteten und wettbewerbsfähigen Wirtschaft als Arbeitnehmer, Selbstständiger, Betriebsrentner, Anteilseigner, als Produzent, Zwischenhändler und Konsument. Eine derart umfassend verstandene Nachhaltigkeit erfordert umfassende Reformen, einschließlich Umverteilung von Arbeit und Einkommen zur Sicherung der Teilhabe an Arbeit wie an ihren Früchten, an Bildung sowie durch die Optimierung von Qualität, Quantität und Zugänglichkeit öffentlicher Güter. Nachhaltigkeit als Teilhabe steht insofern im Kontrast zu dem zunehmend verkürzten Verständnis von Teilhabe, wie es in der politischen Arena dominiert, sei es in der konservativ-liberalen Variante, die Zugang auf formale Bürgerrechte (mit obrigkeitsstaatlichen Einschränkungen) plus wirtschaftliche Freiheitsrechte und Konsumfreiheit reduziert, oder in der neu-sozial-demokratischen Variante, die diesem Kanon noch den Zugang zu Bildungschancen hinzufügt (die Grünen schwanken zwischen beiden Positionen und ergänzen sie um Minderheitenrechte). Statt die in der Bürgerlichkeit des Citoyen angelegte Teilhabe im traditionell engen Sinne modifiziert fortzuschreiben, ist es im Sinne nachhaltiger Entwicklung erforderlich, an sie anknüpfend den qualitativen Schritt der Erweiterung vom Bürgertum zur Bürger/innengesellschaft zu tun und dazu nicht nur die ehemaligen Privilegien zum Gemeingut zu machen, sondern sie in diesem Prozess auch umfassend so zu erweitern, wie es bereits die Menschenrechtscharta in ihrer Ge-

4 Eine wesentliche Institution war dabei ein Arrangement von Arbeitgebern und Gewerkschaften unter Mitwirkung des Staates, das in den 1970ern als »konzertierte Aktion« firmierte und zur Jahrhundertwende als »Bündnis für Arbeit« scheiterte (schon 1987 stellte Fuchs fest, dass »das Konzept des Neokorporatismus [...] längst zu einem historischen Relikt der 60er und 70er Jahre geworden« war, da derartige »Arrangements nicht nur in der Bundesrepublik gescheitert« seien (Fuchs 1987, S. 289). Statt dessen sind neue Konzepte von multi-level governance heute eher problemadäquat.

Literatur :

- Beck, U., Giddens, A., Lash, S. (1996): Reflexive Modernisierung – Eine Kontroverse. Frankfurt/Main, Suhrkamp.
- Brandl, S. (2000): »Leitideen und Strategien für eine nachhaltige Arbeitsgesellschaft.« Perspektiven des demokratischen Sozialismus 17(2): 33-41.
- BUND/MISEREOR, Ed. (1996): Zukunftsfähiges Deutschland. Eine Studie des Wuppertal Instituts. Basel/Berlin, Birkhäuser.
- Carlowitz, H. C. v. (1713): Sylvicultura oeconomica oder Anweisung zu wilden Baum-Zucht. Leipzig, Reprint Freiberg 2000.
- CEC Commission of the European Communities (2001): A Sustainable Europe for a Better World: The European Union Strategy for Sustainable Development. The Commission's Proposal to the Gothenburg European Council. Communication from the Commission. Brussels.
- CEC Commission of the European Communities (2002): The Lisbon Strategy – Making Change Happen. Commission Staff Working Paper in support of the Report from the Commission to the Spring European Council in Barcelona. Brussels.
- Council on Environmental Quality (1980): Global 2000 – The Report to the President. Washington.
- Czada, R. (1995): Institutionelle Theorien der Politik. In: Lexikon der Politik. D. Nohlen, Schultze, H.-O. Munich. 1: 205-213.
- Daly, H. E. (1991): Steady State Economics. Washington/Covelo.
- Daly, H. E. (1996): Beyond Growth. The Economics of Sustainable Development. Boston, Beacon Press.

- Fuchs, G. (1987): »Grundsätzliche Überlegungen zur Entwicklung von Staatstätigkeit und Staatstheorie.« *Perspektiven des demokratischen Sozialismus* 4(4): 287-291.
- Georgescu-Roegen, N. (1971): *The Entropy Law and the Economic Process*. Cambridge, MA, Harvard University Press.
- Georgescu-Roegen, N. (1986): »The Entropy Law and the Economic Process in Retrospect.« *Eastern Economic Journal* 12(1): 3-25.
- Grebing, H. (2004): »Die sozialen Ideen des demokratischen Sozialismus.« *Perspektiven des demokratischen Sozialismus* 21.(2): 12-20.
- Grober, U. (2002): »Tiefe Wurzeln: Eine kleine Begriffsgeschichte von »sustainable development« – Nachhaltigkeit.« *Natur und Kultur* 3(1): 116-128.
- Grober, U. (2002): »Wise Use, Dauerwald, Land-Ethik.« *Natur und Kultur* 3(2): 112-119.
- Grove, R. H. (1992): »Anfänge des Umweltbewußtseins.« *Spektrum der Wissenschaft* 1992(9): 76-81.
- Grunwald, A., Coenen, R., Nitsch, J., Sydow, A., Wiedemann, P., Ed. (2001): *Forschungswerkstatt Nachhaltigkeit: Wege zur Diagnose und Therapie von Nachhaltigkeitsdefiziten. Global zukunftsfähige Entwicklung – Perspektiven für Deutschland*. Berlin, edition sigma.
- Hans-Böckler-Stiftung, Ed. (2000): *Arbeit und Ökologie, Endbericht*. Düsseldorf, Hans Böckler Stiftung.
- Hauff, V. (1987): *Unsere gemeinsame Zukunft*. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchhandlung.
- Herrera, A., Skolnik, G. (1976): *Die Grenzen des Elends – Das Bariloche-Modell* (engl. Original: *Limits to Misery – The Bariloche Model*). Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Hildebrandt, E. (1997): *Nachhaltige Lebensführung unter den Bedingungen sozialer Krise – einige Überlegungen. Nachhaltige Entwicklung – Eine Herausforderung an die Soziologie*. K.-W. Brand. Opladen, Leske und Buderich: 244-258.
- Hildebrandt, E. (1999): »Flexible Arbeit und nachhaltige Lebensführung.« *Wissenschaftszentrum für die Sozialwissenschaften*. Berlin, WZB Papers (P99-507): 42.
- Hinterberger, F., Luks, F., Stewen, M., (1996): *Ökologische Wirtschaftspolitik: Zwischen Ökodiktatur und Umweltkatastrophe*. Basel/Berlin, Birkhäuser.
- Hofmeister, S. (1999): »Über Effizienz und Suffizienz hinaus.« *Politische Ökologie* 62: 34-36.
- IPCC Intergovernmental Panel on Climate Change. WMO World Meteorological Organization. UNEP United Nations Environment Programme (2000). *IPCC Special Report: Emission Scenarios*, New York/Nairobi, IPCC.

samtheit (also einschließlich der sozialen Menschenrechte) definiert. In diesem Prozess wird die Teilhabe auf alle Lebensbereiche der Gesellschaft ausgedehnt, von partizipativen Kommunen bis zur Wirtschaftsdemokratie.

Nachhaltigkeit als Arrangement oder Regulationsmodus

Nachhaltigkeitspolitik erfordert einerseits eine neue Kontextualisierung bestehender Politiken, die zu ihrer Modifikation oder Ergänzung führen kann, andererseits muss sie an bestehende Orientierungen anknüpfen und bestehende Mechanismen nutzen, wenn sie effektiv sein soll. In der Bundesrepublik bietet das historisch prägende Arrangement, die soziale Marktwirtschaft, eine Chance dazu. In den 1950er und 60er Jahren in einer christ-, in den 1970ern in einer sozialdemokratischen Variante gesellschaftlich hegemonial, ist sie seit den 1980er Jahren, insbesondere aber nach der Übernahme der Ex-DDR (deren prägendes staatssozialistisches Arrangement erst erodierte und dann kollabierte) zu einem auslaufenden Regulationsmodus geworden, genießt aber in der Bevölkerung – anders als in der politischen Klasse – weiterhin starke Unterstützung. An diese, wie an einige zentrale Elemente des Konzepts kann eine Politik der Nachhaltigkeit anknüpfen.

So gehören zur ursprünglichen Konzeption der sozialen Marktwirtschaft eine aktive Wettbewerbspolitik ebenso wie Maßnahmen zur Verbesserung der sozialen Verhältnisse mit dem Ziel sozialer Gerechtigkeit; weitere Kernelemente sind die Mitbestimmung und die Vermögensbildung der Arbeitnehmer/innen. In diesem Sinne ist »das Soziale« der sozialen Marktwirtschaft nicht eine Ergänzungs- oder Korrekturmaßnahme, sondern Voraussetzung von Märkten und Kennzeichen des institutionellen Arrangements insgesamt. Ethische und politische, d. h. außerökonomische Ziele bilden demnach »Merkmale institutionellen Sinns«, auf denen unterschiedliche Wohlfahrtskonzepte beruhen. Diese werden durch einen politischen Prozess in Institutionen der Gesellschaft umgesetzt, die wiederum Sinn- und Zweckvorgaben für die Wirtschaft bilden und so Restriktionen konstituieren wie Handlungschancen eröffnen (Katterle 1999)⁴.

Die sich auf dieser Grundlage (vgl. Müller 2004) entwickelnde wirtschaftliche Expansion profitierte von der wachsenden Nachfrage durch eine produktivitätsorientierte Lohnpolitik (und von den durch eine unterbewertete Währung erleichterten Exporten); hohes relatives Wirtschaftswachstum und sinkende Arbeitszeiten sorgten für Vollbeschäftigung trotz steigender Arbeitsproduktivität. Das Wirtschaftswachstum wurde unterstützt durch einen Realzins unterhalb der Wachstumsrate (d. h. Realkapitalinvestitionen waren trotz gesicherter Rendite vielversprechender als Investitionen in Finanzkapitalanlagen). Seit der ersten Ölpreiskrise der früher 1970er Jahre und dem »middle-of-the-road-monetarism« Helmut Schmidts in den 80er Jahren hat sich jedoch die Bedeutung der Zinsrate gewandelt: sie dient nicht mehr in erster Linie der Förderung von Wirtschaft und Beschäftigung, sondern ist ausschließlich auf die Inflationsbekämpfung ausgerichtet, d. h. auf den Werterhalt der Geldvermögen.

Bestandteile dieses Arrangement haben die bundesdeutsche Wirtschaftspolitik heute geprägt, mit abnehmender Bindungswirkung.

Wie jedes Arrangement stellte es einen zeitlich begrenzten Kompromiss auf Basis der zum Ausgangszeitpunkt vorherrschenden Kräfteverhältnisse dar, mit dem Ziel, soziale Konflikte temporär zu überbrücken. Werden solche breit getragenen Kompromisse und Institutionen freiwillig akzeptiert, und damit zu Normen, die ohne weitere Begründung gültig sind, dann entfalten sie eine sich selbst reproduzierende Stabilität, werden zu einem Regulationsmodus (Alain Lipietz) oder einem Habitus (Pierre Bourdieu). Bestehende Arrangements werden – je nach Situation – formell oder informell gekündigt, und in einem konfliktreichen, un stetigen und ergebnisoffenen Transitionsprozess ein neues Arrangement entwickelt (Whiteside 1996). Dieser Mechanismus der iterativen Aushandlung bleibt in Kraft, solange alle Seiten ein Arrangement wollen – wobei das Streben nach *Arrangements*, die breit getragen werden können, eine europäische Kulturleistung ist (vergleichbare, und noch stärker ausgeprägte Balancekulturen haben z.B. viele asiatische Zivilisationen entwickelt). Dem steht heute international das angelsächsische Siegermodell des »the winner takes it all« gegenüber, das die strategische Zuspitzung des neoliberalen Globalisierungsdiskurses (und der ihn stützenden neoklassischen Wirtschaftstheorie) darstellt. Es sucht keine freiwillig akzeptierten Arrangements mehr, sondern Sieg oder Niederlage – der Unterlegene muss sich in das vom Sieger bestimmte Arrangement fügen, bekommt Aufgaben und Restkompetenzen zugeteilt. Dieses ist dann kein selbststabilisierender Regulationsmodus, sondern mangels Konsensfindung eine instabile Situation, die zu häufigen Umbrüchen neigt. In der gegenwärtigen Situation in der Bundesrepublik überlagern sich beide Konflikte, der um den Modus der Auseinandersetzung und der um die Lösung von politischen Streitfragen gemäß dem einen oder anderen Modus (Spangenberg 2004). Gerade in den sozialpolitischen Konflikten und den Tarifaueinandersetzen der letzten Jahre konnte zeitweise der Eindruck entstehen, dass die Akteure unterschiedliche Kämpfe auf denselben Schauplätzen austrugen (was die Berechenbarkeit der Konfliktparteien und damit die Ergebnisfindung erschwert).

Das »Siegermodell« führt in der politischen Praxis über die Präferenz für andere Aushandlungsformen auch zu anderen Vorstellungen von Verteilungsgerechtigkeit und Sozialpflichtigkeit. Die Tatsache, dass dieses Modell als Ausfluss des hegemonialen Globalisierungsdiskurses *in weiten Kreisen der Politik einen Konsens darstellt*, ist die Grundlage des gegenwärtigen Um- und Abbaus des Sozialstaats. Deren ideologische Rechtfertigung ist der immer wiederholte Grundmythos vom Verschwinden des Reichtums und der Verteilungsmöglichkeiten trotz einer weiterhin (langsam) wachsenden Wirtschaft und damit Reichtumsproduktion; diese spielt angesichts leerer Kassen, die vorgeblich nicht Folge der Politik sondern höherer Gewalt sind (Globalisierung), keine Rolle mehr in der Diskussion. Daraus resultiert eine Tabuisierung von Verteilungsfragen (wobei wahlweise das Problem als nichtexistent oder als nicht problematisch abgetan wird) und die Stigmatisierung nicht der sozialen Spaltung, sondern der Forderung nach ihrer Überwindung als fehlgeleitet bis obszön. Der »abnehmende Wohlfahrtseffekt des anschwellenden Reichtums« (Klein 2005, S. 5) ist fühlbar, aber seine Ursachen dürfen nicht thematisiert werden.

- IUCN/UNEP/WWF (International Union for the Conservation of Nature, U. N. E. P. World Wildlife Fund), Ed. (1980). World Conservation Strategy: Living Resource Conservation for Sustainable Development. Gland, IUCN.
- Katterle, S. (1999): Stellungnahme zur Skizze eines sozial-ökologischen Nachhaltigkeitszenarios. Bielefeld: 5.
- King, A., Schneider, B. (1991): The First Global Revolution, A Report of the Council of the Club of Rome.
- Klein, D. (2005): »Wo bleibt der Reichtum?« RLS-Nachrichten (Jan. 2005): 5.
- Kopfmüller, J., Ed. (2003): Globaler Wandel und nachhaltige Entwicklung. Bestandsaufnahme und Perspektiven für Forschung und Politik. Berlin, Edition Sigma.
- Kopfmüller, J., Brandl, V., Jörissen, J., Paetau, M., Banse, G., Coenen, R., Grunwald, A. (2001): Nachhaltige Entwicklung integrativ betrachtet. Berlin, edition sigma.
- Lapka, M., Cudlinová, E., Rikoon, S., Bohác, J. (2001): »Use of linear and non-linear approaches to solving the problem of marginal areas.« Int. J. Sustainable Development 4(2): 157-176.
- Lüderitz, V. (2004): Problemfall Umwelt Ost – Hoffnung auf Nachhaltigkeit? Marburg/Berlin, Vorlage für den AK Nachhaltigkeit der rls: 12.
- Matzner, E. (2002): »Der Staat im Globalisierungsprozess.« Perspektiven des demokratischen Sozialismus 19(1): 8-23.
- Meadows, D. H., Meadows, D. L., Randers, J., Behrens, W. W. (1972): The Limits to Growth. New York, Universe Books.
- Meyer, T. (2004): »Eine Theorie der sozialen Demokratie.« Perspektiven des demokratischen Sozialismus 21(1/04): 5-16.
- Müller, A. (2004): Die Wachstumslüge. München, Droemer-Knaur.
- Nelson, R. H. (1997). »In memoriam: On the death of the »market mechanism.« Ecological Economics 20(3): 187-197.
- OECD, Ed. (2001): Analytic Report on Sustainable Development SG/SD(2001)1-14. Paris, OECD.
- Pearce, D. W., Atkinson, G. (1993): »Capital Theory and the Measurement of Sustainable Development: An Indicator of Weak Sustainability.« Ecological Economics 8(1): 103-108.
- Rat von Sachverständigen für Umweltfragen SRU (1994): Umweltgutachten 1994. Für eine dauerhaft umweltgerechte Entwicklung. Stuttgart, Metzler-Poeschel.
- Rat von Sachverständigen für Umweltfragen SRU (1996): Umweltgutachten 1996. Zur Umsetzung einer dauerhaft umweltgerechten Entwicklung. Stuttgart, Metzler-Poeschel.
- Renner, A. (1998): »Zukunftsfähig-

- ges Deutschland« und Ordoliberalismus der Freiburger Schule – zwei gegensätzliche Welten? Zukunftsfähigkeit und Neoliberalismus. A. Renner, Hinterberger, Friedrich. Baden-Baden, Nomos: 93-116.
- Schmidt-Bleek, F. (1994): *Wieviel Umwelt braucht der Mensch? MIPS, das Maß für ökologisches Wirtschaften*. Berlin, Basel, Boston, Birkhäuser.
- Sen, A. (2000): *Ökonomie für den Menschen*. München, Wien, Carl Hanser Verlag.
- Serageldin, I., Ed. (1997): *Expanding the Measure of Wealth; Indicators of Environmentally Sustainable Development*. Washington, D.C., The World Bank.
- Spangenberg, J. H. (1987): »Ökologie, menschliche Umwelt und die Grenzen der Gestaltbarkeit.« *Perspektiven des demokratischen Sozialismus* 4(1): 11-20.
- Spangenberg, J. H. (1991): *Umwelt und Entwicklung*. Marburg, Schueren.
- Spangenberg, J. H. (1992): »Globale Abhängigkeiten: Von der Geiselnahme auf Gegenseitigkeit.« *Venceremos* 1992(5): 12-21.
- Spangenberg, J. H. (1995): »Sustainability und die politische Linke.« *Forum Wissenschaft* 12(4): 52-53.
- Spangenberg, J. H., Ed. (1995): *Towards Sustainable Europe. A Study from the Wuppertal Institute for Friends of the Earth Europe*. Luton/Bedfordshire, Friends of the Earth Publications.
- Spangenberg, J. H. (2001): »Investing in Sustainable Development.« *Int. J. Sustainable Development* 4(2): 184-201.
- Spangenberg, J. H. (2002): »Institutional Sustainability Indicators: An Analysis of the Institutions in Agenda 21 and a Draft Set of Indicators for Monitoring their Effectivity.« *Sustainable Development* 10(2): 103-115.
- Spangenberg, J. H. (2004): »Nach dem Ende des Neoliberalismus – die neue Rolle des Staates nach innen und nach aussen.« *Perspektiven des demokratischen Sozialismus* 21(1/04): 52-73.
- Spangenberg, J. H. (2005): *Die ökonomische Nachhaltigkeit der Wirtschaft*. Berlin, Edition Sigma.
- Spangenberg, J. H., Pfahl, S., Deller, K. (2002): »Towards indicators for institutional sustainability: lessons from an analysis of Agenda 21.« *Ecological Indicators* 2(1-2): 61-77.
- Stiftung Entwicklung und Frieden, Ed. (1995): *Nachbarn in Einer Welt. Der Bericht der Kommission für Weltordnungspolitik*. EINE Welt. Texte der Stiftung Entwicklung und Frieden. Bonn, SEF.
- Südkommission (1990): *Die Herausforderung des Südens (Nyerere-Bericht)*. Bonn, Dietz.

Allerdings wird diese Umdefinition der sozialen Verhältnisse von der Gesellschaft nur teilweise, langsam und wenn dann zeitverzögert übernommen. Die post-soziale Sozialdemokratie wird dann nicht als Vorreiter, sondern als Verräter an sozialen Werten wahrgenommen und durch Stimmentzug entsprechend abgestraft. Da diese Stimmen angesichts des Konsenses der politischen Klasse jedoch auch keiner anderen traditionellen Partei zugute kommen können, ergeben sich ein Rückzug aus der Partizipation (Organisationsgrad und Wahlbeteiligung) und damit eine Schwächung der Demokratie insgesamt.

Im Vergleich zu diesem *status quo* ist der Handlungs- und Veränderungsbedarf massiv – das gegenwärtige Wirtschaftsmodell ist ebenso wenig nachhaltig wie die gesellschaftlichen Naturverhältnisse oder ein repressiver Wohlfahrtsstaat. Damit ist die Forderung nach Nachhaltigkeit die nach grundlegenden und letztlich systemtransformierenden Reformen; sie wird gestützt durch die breite öffentliche Unterstützung für die Ziele der Einzeldimensionen (Arbeit und Ausbildung, Frieden und soziale Sicherheit, gesunde Umwelt und wettbewerbsfähige Wirtschaft). So ist es auch plausibel, dass die Protagonisten der gegenwärtigen neoliberalen Politik interessengeleitete Gegenstrategien von Ablehnung über Verfälschung bis zur Vereinnahmung verfolgen, um Nachhaltigkeit als Herausforderung des und Gegenentwurf zum Neoliberalismus unschädlich zu machen. Ablehnung zeigt sich oft indirekt, wenn die »Obsessionen der 70er bis 90er« wie Wachstumsgrenzen, Umwelt, Demokratisierung und Nachhaltigkeit pauschal als illusorisch gegeißelt werden, ohne die sozialen Errungenschaften wie die Probleme dieser Jahrzehnte im Detail zu analysieren (analysiert bei Müller 2004). Verfälschungen ergeben sich häufig durch eine neo-liberale Interpretation, Stichworte sind hier das Konzept der »schwachen Nachhaltigkeit«, nachhaltiges Wachstum (OECD 2001; CEC 2002) u. a. Eine Strategie der Vereinnahmung verfolgt die Bundesregierung mit ihrer ökonomistisch verengten Diskussionen über Generationenverantwortung, Staatsverschuldung und Sparzwang. Diese Missbräuche sollten jedoch kein Grund sein, das Konzept aufzugeben – wäre es nicht als Gegenentwurf zur herrschenden Lehre relevant, wäre seine Bekämpfung nicht so heftig.

Ausblick

Eine neue politische Praxis kann auf die Dauer nicht ohne eine neue theoretische Fundierung auskommen. Eine umfassend angelegte Theorie nachhaltiger Entwicklung gibt es bisher jedoch nicht, wohl aber Einzelelemente, die teils parallel und unverbunden, teils integriert in verschiedenen Nachhaltigkeitsstudien genutzt werden (vgl. z. B. Hans-Böckler-Stiftung 2000; Grunwald et al. 2001; Kopfmüller et al. 2001). Die Theoriebildung des Nachhaltigkeitsdiskurses ist dennoch nicht eklektizistisch, sondern gezielt selektiv. Sie greift auf solche Elemente älterer Gesellschaftstheorien und Politiken zurück, die Kriterien substantieller Nachhaltigkeit gerecht werden und modifiziert diese bei Bedarf. So stammen wichtige Elemente des Konzepts aus konservativen Traditionen (Naturschutz, Bewahrung der Schöpfung = Umweltschutz); andere sind Werte und Ergebnisse der sozialistischen Bewegungen (Gleichheit, soziale Gerechtigkeit), wi-

der andere stammen aus dem politischen Liberalismus, wie das Prinzip, den Menschen in den Mittelpunkt des Gemeinwesens zu stellen, wo er nie nur Mittel zum Zweck, sondern immer Selbstzweck ist (anders der Wirtschaftsliberalismus, für den der Mensch Produktionsinstrument und Kostenfaktor, aber kein Selbstzweck ist). Aus ihrer Verbindung ergibt sich eine Deutung des Terminus »nachhaltige Entwicklung« im erweiterten Sinn einer integriert sozial, ökologisch, ökonomisch und institutionell nachhaltigen Entwicklung (Spangenberg 1987; 1995). Dieses komplexe Verständnis wird auch (nach seiner Methode) als transdisziplinär oder (nach der Art der untersuchten Systeme) als nicht-linear bezeichnet, im Gegensatz zu disziplinären bzw. linearen Analyseansätzen (Lapka 2001). Unmittelbar aus dieser Unterscheidung ergibt sich eine unterschiedliche Methodenpräferenz bei Nachhaltigkeitsbewertungen: disziplinär angelegte Studien untersuchen alle Phänomene mit Methoden, die auf denselben fachspezifischen Theoriekanon zurückgehen; in der Ökonomik sind Kosten-Nutzen-Analysen daher ein häufiges Mittel der Wahl. Transdisziplinäre Analysen liefern dagegen als Ergebnis Datensätze, die auf unterschiedliche qualitative und quantitative Methoden zurückgehen und über keinen gemeinsamen Nenner verfügen. Kosten-Nutzen-Analysen sind auf dieser Basis nicht ohne eine Überführung sozialer und physischer Daten in monetäre Quantitäten durchführbar, d. h. nicht ohne die Zusatzannahme eines von der wissenschaftlich-politischen Wissens- und Machtelite als kollektiv verbindlich vorgegebenen Wertesystems, das Grundlage und Voraussetzung einer derartigen Konversion ist. Mit dem Ziel institutioneller Nachhaltigkeit ist ein derartiger Ansatz nicht vereinbar.

Eine Politik der Nachhaltigkeit ist nicht nur deshalb eine besondere Herausforderung, weil das Konzept so anspruchsvoll und die theoretische Fundierung noch lückenhaft ist, sondern auch, weil es eine Alternative zum Konsens der politischen Klasse insbesondere in Deutschland darstellt. Es fordert nicht nur Modifikationen der herrschenden Politik, sondern eine grundlegende Umorientierung. Trotz breiter Zustimmung zu den Einzelzielen ist es bisher jedoch nicht gelungen, das Gesamtkonzept vermittelbar darzustellen und damit politikfähig zu machen (hinzu kommt die Rolle der Medien als neoliberaler Machtwächter). Eine solche Alternative zu formulieren und da wo möglich in eine erkennbar andere Politik umzusetzen, ist eine Herausforderung gerade für demokratische Sozialisten.

- Tremmel, J. (2003): Nachhaltigkeit als politische und analytische Kategorie. München, ökom.
- UBA Umweltbundesamt, Ed. (1997): Nachhaltiges Deutschland. Berlin, Erich Schmidt Verlag.
- Unabhängige Kommission für Internationale Entwicklungsfragen, Brandt-Kommission, (1980): Das Überleben sichern (Brandt-Bericht). Reinbeck bei Hamburg, Rohwolt.
- UNDP/CSU UN Division for Sustainable Development. Department of Policy Co-ordination and Sustainable Development (1996): Indicators of Sustainable Development, Framework and Methodologies. New York, United Nations.
- United Nations (1983): Resolutions of the 38th General Assembly. New York, United Nations.
- United Nations (1992): Results of the World Conference on Environment and Development: Agenda 21. UNCED United Nations Conference on Environment and Development, Rio de Janeiro, United Nations.
- United Nations (2001): Report of the Secretary-General, Commission on Sustainable Development, Advanced Unedited Copy, E/CN.17/2001. New York: 52.
- WCED World Commission on Environment and Development (1985): Mandate for Change. Key Issues, Strategy and Workplan. Geneva, World Commission on Environment and Development WCED.
- WCED World Commission on Environment and Development (1987): Our Common Future. Oxford, Oxford University Press.
- Weisbuch, G. (2000): »Environment and institutions: a complex dynamic systems approach.« *Ecological Economics* 34 (Special Issue: The human actor in ecological-economic models): 381-391.
- Whiteside, K. (1996): »Regulation, Ecology, Ethics: The Red-Green Politics of Alain Lipietz.« *Capitalism, Nature, Socialism. A Journal of Socialist Ecology* 7(3): 31-56.

Der Beitrag der Kategorie (Re-)Produktivität zur Nachhaltigkeitsdebatte

1 Einleitung

Herkömmliche Vorstellungen vom Ökonomischen sowie vom Verhältnis zwischen Ökonomie, Gesellschaft und Natur sind durch vielfältige Dichotomien gekennzeichnet. Diese enthalten Hierarchien, Ausgrenzungen und Abwertungen, die die Entwicklung einer zukunftsfähigen Gesellschaft und einer ihr entsprechenden Wirtschaftsweise blockieren. Darauf machen verschiedene Diskurse aufmerksam, die sich in der Nachhaltigkeitsdebatte bündeln.

Nachhaltigkeit ist ein integratives Lebensprinzip (Busch-Lüty 1996, 143 ff.), welches zum integrativen Denken und Handeln auffordert. In der sozial-ökologischen Forschung, zu der wir mit unseren Gedanken einen Beitrag leisten wollen, ist mit Nachhaltigkeit ein Wissensverständnis verbunden, in welchem es um die Integration von sozial- und naturwissenschaftlichen Wissensbeständen und Methoden geht (BMBF 2000). Diese Integration gelingt jedoch nur mühsam, da viele Teildiskurse im Disziplinären verharren und so die notwendige Kritik von Dichotomien und der ihnen eingeschriebenen Herrschaftsverhältnisse nicht leisten können.

Anders ist es mit der feministischen Forschung. Diese überschreitet von vornherein die Grenzen zwischen Disziplinen. Das Sichtbarmachen von Herrschaftsstrukturen ist eines ihrer zentralen Anliegen. Wir beziehen uns daher für unser integratives Projekt (ein Projekt einer Ökonomin und einer Umweltwissenschaftlerin) auf dieses Wissenschaftsgebiet. Insbesondere knüpfen wir an das Konzept eines Vorsorgenden Wirtschaftens an, das vom gleichnamigen Netzwerk explizit als Antwort auf die vom Leitbild einer nachhaltigen Entwicklung ausgehenden sozialen und ökologischen Herausforderungen entwickelt wurde und wird. Hier wird das, was sich als »ökologische Ökonomik« etabliert hat, mit feministischer Forschung zusammengedacht; hier wird »das Soziale« mit »dem Ökologischen« bei der Herausbildung eines neuen Ökonomieverständnisses im Zusammenhang gesehen (vgl. Biesecker et al. 2000).

Unsere nun folgenden Gedanken (vgl. Biesecker/ Hofmeister 2006) richten sich auf die Entwicklung einer alle produktiven Prozesse zusammenführenden Kategorie (Re)Produktivität. *Mithilfe dieser Kategorie, so lautet unsere These, gelingt es, diesen Zusammenhang sichtbar, verstehbar und damit gesellschaftlich gestaltbar zumachen.*

Um die Notwendigkeit dieses Zusammendenkens deutlich zu machen, aber auch, um zu zeigen, wie und warum die Teildiskurse getrennt verlaufen und dennoch auf diesen Zusammenhang drängen, skizzieren wir zwei Diskurse, die die Nachhaltigkeitsdebatte immer noch unverbunden durchziehen: den Diskurs über

die »Zukunft der Arbeit« und den Diskurs über die »Zukunft der Natur« (2). Sodann diskutieren wir das Unverständnis des Zusammenhangs dieser beiden Diskurse und der sie auslösenden Krisenphänomene im ökologisch-ökonomischen Nachhaltigkeitsdiskurs (3), um schließlich die Kategorie (Re)Produktivität zu entfalten und mit ihr diesen Zusammenhang diskutierbar zu machen (4). Unsere Gedanken enden in einer Skizzierung der Vision einer (re)produktiven Ökonomie (5).

2 Zukunft der Arbeit – Zukunft der Natur

2.1 Zukunft der Arbeit

Die Diskussion um die »Zukunft der Arbeit« begleitet uns seit den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts (vgl. Bierter/ von Winterfeld 1998). Sie hat, insbesondere durch den feministischen Diskurs, zu einer Erweiterung des Arbeitsbegriffs geführt: Zu der dominanten Erwerbsarbeit wurden die Begriffe Versorgungs- oder Sorgearbeit, Freiwilligenarbeit oder bürgerschaftliches Engagement sowie Eigenarbeit hinzugefügt. Das kreative Moment dieser Debatte lag darin, dass sie auf das Sichtbarmachen, das Aufwerten des bisher unsichtbaren, abgewerteten sogenannten Reproduktiven drängte (vgl. Wolf-Graaf 1981).

Das konnte zunächst jedoch nicht gelingen, da die Erweiterung des Arbeitsbegriffs vor allem additiv erfolgte. Dadurch wird die Trennung des Produktiven und des sogenannten Reproduktiven, die Produktions-Reproduktionsdifferenz, in der Diskussion weiter mitgeschleppt. Denn wenn an der bisher einzigen, dominanten Form der Arbeit, der Erwerbsarbeit, angesetzt wird, bleiben alle anderen Tätigkeiten Nicht-Arbeit – »reproduktiv« im Vergleich zur produktiven Erwerbsarbeit. Die hierarchisch-dichotome Struktur dieser Differenz, die geschlechtlich konnotiert ist (das sogenannten Reproduktive ist sozial weiblich, das Produktive sozial männlich), wird ebenfalls ungewollt mitgeschleppt. Und die »Krise der Arbeit« bleibt eine »Krise der Erwerbsarbeit«. Dass es gerade auch und vor allem um eine »Krise der Reproduktionsarbeit« (Rodenstein et al. 1996) geht, bleibt so unsichtbar.

Das Überwinden der Produktions-Reproduktionsdifferenz kann dagegen nur gelingen, wenn der produktive gesellschaftliche Prozess als prozessuale Einheit aller produktiven Potentiale verstanden wird – als (Re)Produktionsprozess, als Einheit in Verschiedenheit. Aus dieser Perspektive ist sowohl die Kritik der Differenz und ihres dichotom-hierarchischen Charakters als auch die visionäre Neugestaltung des ganzen gesellschaftlichen (Re)Produktionsprozesses möglich. Dazu sind jedoch neue Begriffe nötig – Begriffe, die von vornherein die Perspektive auf das »Ganze« dieses Prozesses in sich tragen. *Es ist unsere These, dass diese neue Begriffsbildung mithilfe der Kategorie (Re)Produktivität gelingen kann.* Denn in ihr werden alle Produktivitäten als prozessuale Einheit gedacht, als Einheit, in der die verschiedenen Qualitäten der Produktivitäten ineinander greifen.

2.2 Zukunft der Natur

Auch der Diskurs um die ökologische Dimension von Nachhaltigkeit bleibt häufig merkwürdig verengt: So wird Natur meist restriktiv gefasst – als eine Schranke des wirtschaftlichen und sozialen Handelns begriffen. Ausgehend hiervon werden Nachhaltigkeitsstrategien auf quantitative Überlegungen reduziert: Die Rede von »Leitplanken« (BMU 2002), »Tragekapazitäten« (vgl. z.B. die Kategorien »plimsoll-line« und »scale« bei Daly 1999) oder »Nachhaltigkeitslücken« (Majer et al. 1996) dominieren den ökologischen Nachhaltigkeitsdiskurs. Ökologische Natur wird darin überwiegend als eine »Bestandsgröße« aufgefasst, die es zu sichern und zu erhalten gilt.

Natur ist jedoch kein Bestand. Natur ist lebendig, und als lebendige ist sie in der Zeit. Sie ist Zeit. Erst indem wir auf das dynamische, prozessierende und evolutionäre Moment verweisen, lässt sich ein Eindruck davon gewinnen, was Natur für die Gesellschaft und ihre Ökonomie leistet: Mit der Kategorie *Naturproduktivität* (Immler/ Hofmeister 1998) wird deutlich, dass es die Gesamtheit der Stoffe, Energie und Leistungen sind, die der menschlichen Gesellschaft als Ressourcen zur Verfügung stehen und in die ökonomischen Prozesse einfließen.¹

Doch ist Natur nicht nur Produktivität, sondern zugleich immer auch schon *Produkt*. Ausgehend von einem Naturverständnis, das die Einheit von Produktivität und Produkt betont (Immler 1989 mit Verweis auf Schelling), sehen wir, dass auch die gewohnte – trennende und dichotomisierende – Sichtweise auf Natur und Gesellschaft nicht mehr zeitgemäß ist. Das Denken, in dem Kultur/Gesellschaft und Natur als zwei getrennte ontologische Einheiten einander gegenüber gestellt werden, hat sich durch die Entwicklung der Industriegesellschaft überholt: Natur ist längst nicht mehr nur Produkt ihrer selbst, sondern immer auch schon gesellschaftliches Produkt – Resultat wirtschaftlichen und sozialen Handelns. Wir gehen davon aus, dass die Industriegesellschaft und ihre Ökonomie auf der physisch-materiellen Ebene eine Verbindung eingegangen ist mit der ökologischen Natur – eine Verbindung, die weder im Raum noch in der Zeit mehr zu begrenzen sein wird. Außerhalb von Gesellschaft gibt es keine Natur, die es zu erhalten und zu bewahren gälte. Die Zukunft der »Natur« liegt daher lange schon in gesellschaftlicher Verantwortung, sie ist mithin eine politische Aufgabe geworden.

Betrachten wir vor diesem Hintergrund die so genannte ökologische Krise, so erweist sie sich als eine Krise des sozial-ökonomischen Systems: Weil die durch jeden einzelnen Produktions- und Konsumtionsprozess hergestellten Naturprodukte als solche gelehnt werden – als nicht intendierte Nebenprodukte des Wirtschaftens durch den Wirtschaftsprozess selbst nicht bewusst (mit)gestaltet wer-

1 In den aktuellen ökologischen Diskursen sowie im Naturschutz zeigt sich, dass die Sichtweise auf Natur sich zu verändern begonnen hat: Die Kategorie Resilienz, die Mosaik-Zyklus-Theorie und das Prozessschutzkonzept betonen das Dynamische und Prozesshafte, das mehr und mehr Wert geschätzt und zum Gegenstand des Naturschutzes wird (vgl. zu diesem Diskurs u.a. Holling 1976, Scherzinger 1999, Sturm 1993). In der politischen Nachhaltigkeitsdebatte findet dieses Naturverständnis bislang jedoch kaum Berücksichtigung.

den, können ökologische Krisenphänomene entstehen und sich weiter ausdehnen. Doch wird von diesen noch immer angenommen, dass sie im Nachhinein zu steuern, zu korrigieren und umzugestalten wären. Gerade jene Logik, in der die notwendig miterzeugten »Naturen« ausgeblendet und verleugnet werden, kommt zum Tragen auch dort, wo im politischen Raum das Gegensatzverhältnis zwischen Kultur/Gesellschaft vs. Natur ex post wiederhergestellt werden soll. Die Politikkonzepte Umwelt- und Naturschutz sind mithin Teil des Problems, das zu lösen sie angetreten sind: Produktion und Reproduktion ökologischer Qualitäten bleiben in dieser (wie in der ökonomischen Logik auch) getrennt.

2.3 Das Verständnis von der sozial-ökologischen Krise verbindet die Diskurse

Betrachten wir die beiden bislang noch weitgehend unverbundenen Diskurse in der Debatte um Nachhaltige Entwicklung – den Diskurs um die »Zukunft der Arbeit« und jenen um die »Zukunft der Natur« – im Zusammenhang, so wird deutlich, dass die in beiden Feldern auftretenden Krisenphänomene strukturell eine Gemeinsamkeit aufweisen: Die ökologische wie die sozial lebensweltliche Krise (die Krise der Reproduktionsarbeit) lassen sich verstehen als eine Krise des Reproduktiven. Sowohl die sogenannten ökologischen Krisenphänomene als auch die mit der Krise der Reproduktionsarbeit verbundenen Phänomene, wie der demographische Wandel, Kinder- und Jugendkriminalität oder die so genannte Bildungskrise, betreffen jene Bereiche, die als »reproduktive« Systeme ökonomisch ausgeblendet und nicht Wert geschätzt werden.

Wir gehen weiterhin aus von der These, dass beide – als eine einzige sozial-ökologische Krise interpretierten – Krisenfelder *gleichursprünglich* sind und dass die Verursachungsmomente im Kern im Ökonomischen liegen. Aufbauend hierauf entfaltet sich unsere Kritik am Mainstream in der aktuellen Nachhaltigkeitsdebatte: Was auch in den sich ausbildenden neuen ökonomischen Ansätzen, wie der Ökologischen Ökonomik, nicht gesehen wird, ist die prozessuale Verbindung der so genannten reproduktiven Leistungen: So greift die Ökologische Ökonomie zwar (vielfach sehr produktiv) in die Debatte um Nachhaltige Entwicklung ein, im Vordergrund steht dabei jedoch vor allem die ökologische Dimension von Nachhaltigkeit. Dass es eine Verbindung zur sozial lebensweltlichen Problemdimension gibt und wie diese Verbindung beschaffen ist, kann mit dieser ökonomischen Theorie nicht erklärt, nicht einmal thematisiert werden. Erst im Zusammendenken mit feministischer Theorie – insbesondere mit feministischer Ökonomik, wie sie z.B. dem Konzept Vorsorgendes Wirtschaften (Biesecker et al. 2000) zugrunde liegt – gerät dieser Zusammenhang in das Blickfeld.

Weshalb tut die ökonomische Theorie sich so schwer, die Ursachen nicht nachhaltigen Wirtschaftens zu erklären und Zusammenhänge neu zu denken?

3 Das Unverständnis dieser Gleichursprünglichkeit im ökologisch-ökonomischen Nachhaltigkeitsdiskurs

Generell lautet die Antwort: weil die Produktivitäten sozial weiblicher Tätigkeiten und ökologischer Prozesse abgetrennt bleiben und daher nicht als Elemente ein und desselben, des die Grundlagen der Marktökonomie sichernden »Reproduktiven«, erkannt und behandelt werden können. Das wird im Folgenden, nach einem kurzen Rückgriff auf die Theoriegeschichte der Ökonomik, anhand der Ökologischen Ökonomik, wie insbesondere Herman Daly sie entwickelt hat (vgl. Daly 1999), verdeutlicht.

Ökonomische Theorien bilden ab, wie die Gesellschaft historisch ihr Verhältnis zur Natur versteht. Dabei sind sie selbst eingebunden in die historischen Verhältnisse mit den je spezifischen gesellschaftlichen Naturverhältnissen.

Die Geschichte moderner ökonomischer Theorien (vgl. zum Folgenden Biesecker/ Hofmeister 2006, 76 ff.) wird herkömmlich mit Adam Smith im 18. Jahrhundert begonnen (vgl. Smith 1776/1776 sowie 1776/1776). Schon bei ihm werden die für die weitere Theorieentwicklung maßgeblichen Trennlinien eingezeichnet: Ökonomie wird definiert als Marktökonomie, produktive und damit Wert schaffende und bewertete Arbeit ist nur die Waren produzierende Erwerbsarbeit. Die sozial weiblichen Tätigkeiten werden zwar für die Stabilität dieser Marktökonomie gebraucht, da durch sie die am Markt tätigen Menschen (Männer) mit einer für das Handeln am Markt nötigen Moral ausgestattet werden; sie gelten aber nicht als ökonomisch, nicht als Arbeit, nicht als Wert schaffend, nicht als wertvoll. Auch die ökologische Natur wird mit ihrer Produktivität gebraucht: als Lieferantin von Energie und Stoffen für die Gebrauchswerte der Waren. Aber auch diese Produktivität geht in den Bewertungsprozess nicht ein. Auch sie ist, wie die sozial weibliche Produktivität, unhinterfragte Existenzbedingung der kapitalistischen Warenproduktion.

Diese Theoriestructur wird in den folgenden maßgeblichen Theoriekonzepten beibehalten und in der frühen Neoklassik Ende des 19. Jahrhundert durch die Konstruktion einer nun gänzlich autonomen Marktökonomie gefestigt, die auch Kern der modernen Neoklassik des 20. Jahrhundert bleibt. Denn schien bei Smith im Gebrauchswert der Waren zumindest noch ihre stoffliche Qualität auf und wurden Frauen in der Familie als Produzentinnen von Moral für den Markt betrachtet, so geht es jetzt nur noch um Nutzen, um subjektive Werteinschätzungen der Güter, wofür weder Stofflichkeit noch Moral eine Rolle spielen. Getrennt wird in Produktion und Konsumtion, die sozial weibliche Produktivität verschwindet in der Rolle der Konsumentin. Und die ökologische Produktivität wird als Kapitalproduktivität vereinnahmt, da Natur als Eigentum zum Produktionsfaktor wird, der gegen alle anderen Produktionsfaktoren (Arbeit und Kapital) austauschbar, substituierbar ist.

Diese Trennung des sogenannten Reproduktiven vom Ökonomischen wird auch in der kritischen Theorie des 19. Jahrhundert, der Kritik der Politischen Ökonomie von Karl Marx, nicht aufgehoben.

Zwar geht es hier um die gesellschaftliche Reproduktion und ihre Verformung als Reproduktion des Kapitals. Aber auch hier bleiben die sozial weiblichen Tätigkeiten aus dem Arbeitsbegriff ausgegrenzt, und auch hier findet sich kein Verständnis für die der ökologischen Natur eigene Produktivität. In der Kritik der zerstörerischen Tendenzen kapitalistischer Warenproduktion allerdings scheint ein solches Verständnis auf, wenn Marx darauf hinweist, dass diese Produktionsweise die »Springquellen allen Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter«. (Marx 1971/1867, 529 f.)

An aktuelle Theorien, die den Anspruch erheben, einen Beitrag für das Verständnis der Ökonomie einer nachhaltigen Gesellschaft zu leisten, stellt sich aus diesem skizzenhaften Durchlauf durch die Entstehungsgeschichte ökonomischer Theorie die Frage: Wird die Trennung des sogenannten Reproduktiven vom Ökonomischen aufgehoben?

Ein für den Nachhaltigkeitsdiskurs bedeutender Theoriebeitrag kommt aus der Ökologischen Ökonomik, zu deren Entstehung Daly wesentlich beigetragen hat. Im Folgenden blicken wir daher mit unserer Frage nach einem integrativen Ökonomiekonzept auf diese Theorie.

Daly (vgl. zum folgenden Daly 1999 sowie Costanza et al. 2001) beginnt seine Theorieentwicklung mit einer Kritik an der Neoklassik. Insbesondere kritisiert er deren Wachstumsparadigma und die Annahme einer Substituierbarkeit zwischen den Produktionsfaktoren Arbeit, Boden (nur als solcher kommt die Natur in der Neoklassik vor) und Kapital. Er differenziert den Kapitalbegriff aus und unterscheidet zwischen menschengemachtem Kapital und Naturkapital. Beide stehen nicht in einem substitutiven, sondern in einem komplementären Verhältnis zueinander – auf »Natur« kann somit im kapitalistischen Produktionsprozess nicht verzichtet werden. Über seine historische These von der absoluten Knappheit des Naturkapitals bringt Daly die Neoklassik in grundsätzliche Schwierigkeiten. Denn diese Theorie kann nur mit relativen Knappheiten umgehen – mit Knappheiten von (als unersättlich unterstellten) Bedürfnissen im Verhältnis zu den für deren Befriedigung gegebenen Mitteln. Für die Behandlung von absoluten Knappheiten fehlt ihr das Handwerkszeug.

Daly versteht die Natur als Ökosystem, dessen Ausmaß konstant bleibt, und die Wirtschaft als dessen offenes Teilsystem. Das Ökosystem dient als Quelle von Rohstoffen (Ressourcen und Energie) und als Senke von Abfallstoffen. Diese Natur wird bei Daly zur Schranke für die sich ausdehnende Ökonomie. Das Naturkapital wird zum begrenzenden Faktor. Als Grundregel für eine nachhaltige Entwicklung gilt daher: Erhalte das Naturkapital.

Die historische Entwicklung skizziert Daly als den Übergang von einer von Ökonomie »leeren« zu einer mit Ökonomie »vollen« Welt (vgl. Daly 1999, 75). Er sucht nach der optimalen Größe der Ökonomie (scale) im Hinblick auf das knappe Naturkapital. Diese Frage tritt gleichwertig neben die herkömmlich im Mittelpunkt ökonomischen Denkens stehenden Fragen nach der optimalen Allokation der Ressourcen und nach der Verteilung.

Natur in der Vorstellung von Naturkapital ist ein Bestand, ist nicht Produktivität. Natur als sich selbst erhaltendes und veränderndes Lebendiges erstarrt in dieser Kategorie zu einer konstanten Größe. Zwar scheint in Dalys Vorstellung von einer Vermehrung des natürlichen Kapitals durch »Investition des Wartens« (Daly 1999, 117) die Produktivität der ökologischen Natur auf – denn dass dieses Warten zur Erhöhung des Naturkapitals führt, lässt sich nur durch ein Produzieren in der und durch die Natur während der Wartezeit erklären. Dennoch wird der Begriff des Naturkapitals nicht aufgegeben.

Nachhaltigkeit gerät in dieser Theoriekonzeption somit zu einer Frage des *rechten Maßes* von etwas, das der Gesellschaft und ihrer Ökonomie äußerlich ist, das getrennt von ihr besteht. Das ist zwar berechtigt, denn der Umfang des Wirtschaftssystems (die Menge an menschlichen Stoff- und Energieumsätzen in der Zeit) ist mit entscheidend für Nachhaltigkeit. Die Frage nach dem Ausmaß greift jedoch zu kurz. Denn dabei wird übersehen, dass die Gesellschaft und ihre Ökonomie auf der physisch-stofflichen Ebene bereits eine *Verbindung* mit der Natur eingegangen sind. Die Frage nach einer leeren, halbvollen oder vollen Welt stellt sich nicht mehr: Unsere Welt ist irreversibel voll (vgl. Biesecker/Hofmeister 2001).

Und das bedeutet auch, dass das Ökosystem als Ganzes nicht mehr das der Ökonomie Äußere ist: Bis hinaus in die Atmosphäre und bis hinein in die DNA-Strukturen sind die Industriegesellschaften eingedrungen in die Natur und haben sie dabei umgestaltet. Das so hergestellte gesellschaftliche Naturprodukt ist weder räumlich noch zeitlich begrenzt. Die vollzogenen menschlichen Umweltveränderungen sind global und unumkehrbar. Die sogenannte »Umweltkrise« ist ihr kontraproduktives Resultat.

Diese Entwicklung gilt es endlich zu akzeptieren – und es gilt, über die *Qualitäten* der eingegangenen und einzugehenden Verbindungen mit der Natur nachzudenken. In einer unumkehrbar »vollen Welt« tritt diese Frage an die erste Stelle. Es reicht nicht mehr aus, Nachhaltigkeit vor allem über Effizienzstrategien zu erreichen. Die zentralen Fragen sind die nach der Konsistenz der aus der kooperativen Verbindung mit der ökologischen Natur resultierenden Produkte sowie die nach der Organisation dieser Kooperationsprozesse selbst.

Diese Fragen lassen sich jedoch im Konzept von Daly nicht beantworten, ja, nicht einmal stellen. Der Grund liegt nicht nur im Konzept des Naturkapitals, sondern auch in dem damit verbundenen und dadurch gestützten Bild von Ökonomie als einem Prozess, in dem Naturstoffe und Energie durch das Teilsystem Wirtschaft hindurchfließen. Folgerichtig geht es Daly um eine Minimierung und effizientere Gestaltung von dieser »Durchlaufmenge« als Teil eines umfassenden Effizienzkonzepts (vgl. Daly 1999, 121).

Damit sitzt auch Daly der Struktur des gegenwärtigen ökonomischen Systems der Industriegesellschaft auf – einer linearen Struktur, einer Ökonomie, die als Input-Output-Ökonomie, als Durchflussökonomie organisiert ist. In ihr gibt es

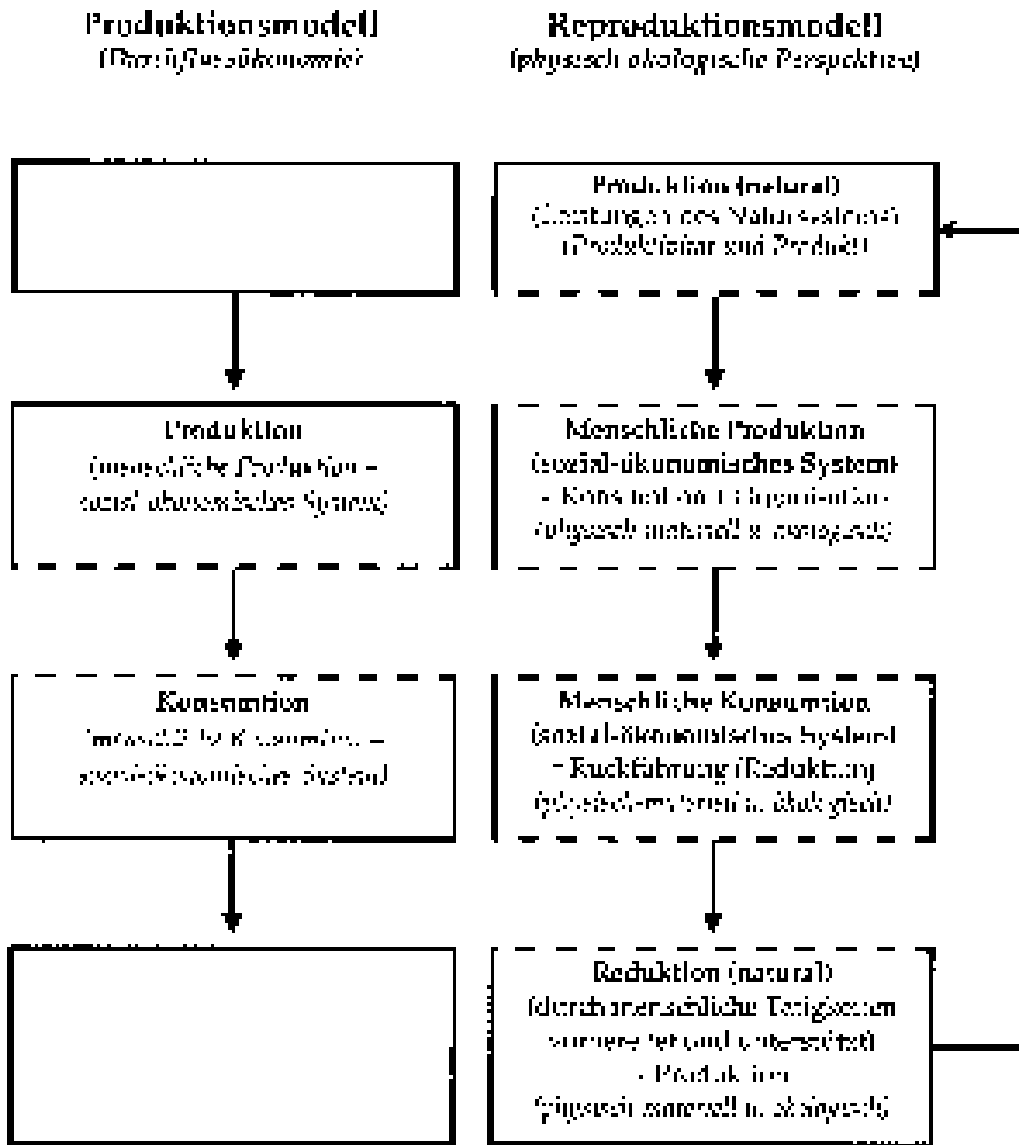
Produktion und Konsumtion, jedoch kein Verständnis von Reproduktion und deren Einheit mit der Produktion. So kann sich auch kein Verständnis von Naturproduktivität und von deren Qualität als gleichzeitig gestaltend und erhaltend entwickeln. Zusammengehörige Prozesse bleiben in diesem Konzept getrennt, das Naturverhältnis ist auch hier ein nicht nachhaltiges. Im Umkehrschluss lässt sich hieran jedoch auch zeigen, worauf es mit Blick auf eine nachhaltige Entwicklung ankommt: durch die menschlichen ökonomischen Prozesse hindurch auch die Produktion und Reproduktion der Natur bewusst mitzugestalten.

Diesen Gedankengang abschließend lautet somit die Antwort auf die diesen Abschnitt einleitende Frage: Auch die Ökologische Ökonomik nach Daly hebt die durch Adam Smith begründete Trennungsstruktur nicht auf. Immerhin deutet sich in der Diskussion der Kategorie »Naturkapital« eine Ahnung von der Produktivität der ökologischen Natur an. Die sozial weibliche Produktivität bleibt jedoch wie in den herkömmlichen ökonomischen Theorien unsichtbar und abgespalten. Ein Verständnis von der Qualität der ökologischen Krise und der Krise der Arbeit gerade auch als Krise der Reproduktionsarbeit wie auch von deren Gleichursprünglichkeit kann so nicht entwickelt werden.

4 Die Reichweite der Kategorie (Re)Produktivität für ein Neudenken des Ökonomischen in der Nachhaltigkeitsdebatte

Jenseits der Vorstellung von einer Durchflussökonomie entfaltet sich ein anderes Bild vom Ökonomischen. Denn wird gefragt, was das industrieökonomische System in Unterscheidung von seinem Selbstverständnis auf der physisch-materiellen Ebene leistet, so bildet sich ein *Reproduktionsmodell* aus (Immler/ Hofmeister 1998).

Abb. 1: Gegenüberstellung Durchflussökonomie vs. Ökonomie der Reproduktion (Bies-ecker/Hofmeister 2006, 134 nach Immler/ Hofmeister 1998, S. 28)



Dem ökonomischen Modell, wie es sich in der Industriegesellschaft als lineares darstellt, stellt sich in der Perspektive auf die physisch-materiellen (stofflichen und energetischen) Prozesse ein zyklisches – genauer: ein spiralförmiges – Modell gegenüber. Hier bildet sich ab, dass es Aufbau- und Abbauprozesse sind, die im gesamten ökonomischen Prozess ineinander wirken. Das Produktionssystem »Natur« ist zugleich Ausgangspunkt (Produktivität) und Ergebnis dieses Prozesses (Produkt). Dabei ist den Reproduktionsprozessen Veränderung und Erneuerung – in dieser Bedeutung »Entwicklung« – eigen: Nicht ein (geschlossener) Kreislauf, sondern ein spiralförmiger, prinzipiell zukunftsöffener Prozess wird beschrieben (»evolutive Reproduktion«, Immler/Hofmeister 1998, 10f., 26ff.).

Deutlich wird vor allem, dass die ökonomischen Funktionen (anthropogene) Produktion und Konsumtion in die ökologischen Prozesse eingebettet sind – Prozesse, die um nichts weniger produktiv sind als die ökonomisch bewerteten Leistungen auch. In dieser Perspektive werden die ökologischen Prozesse als die primär produktiven Funktionen gesehen: Die Funktionen »naturale Produktion« und »naturale Reduktion« – das sind jene Funktionen, die in der Einheit von Naturprodukt und Naturproduktivität miteinander identisch werden – werden im Reproduktionsmodell als die die anthropogenen Funktionen des Wirtschaftens umschließenden erkannt. Es sind gerade diese Funktionen, die durch bewusste Gestaltung (anthropogener) Produktion und Konsumtion hindurch zu erhalten und wiederherzustellen sind (a.a.O., 113 ff.). Im industrieökonomischen Verständnis von sich selbst als Durchflussökonomie werden jedoch diese natürlichen Funktionen unsichtbar.

Die Reichweite des Reproduktionsmodells nach Immler/Hofmeister (1998) bleibt jedoch durch seine Perspektive ausschließlich auf die physisch-materielle Reproduktion begrenzt: Ausgehend von einem *sozial-ökologischen* Verständnis der gegenwärtigen Krisensituation (vgl. 2.3) wird das Kategorienpaar Produktion vs. Reproduktion erst dann fruchtbar, wenn es erweitert werden kann um das, was im sozialen Raum als »Natur« gesetzt wird: um die vermeintlich »reproduktiven« Leistungen des sozialen Geschlechts Frau. Solange die *soziale* Reproduktion menschlichen Lebens durch sozial weiblich zugewiesene Versorgungsarbeit ausgeklammert bleibt, kann die Kategorie (Re)Produktivität für die Entschlüsselung der Verbindung gesellschaftlicher Natur- und Geschlechterverhältnissen nicht genutzt werden.

Dort jedoch, wo die Frage nach dieser Verbindung als Ausgangspunkt für die Entwicklung sozial-ökologischer Theorieansätze genutzt wird, wird die Produktions-Reproduktionsdifferenz zu einer fruchtbaren kritischen Analysekategorie. Indem wir von der These ausgehen, dass » ... das Ziel der Naturbeherrschung die Unterdrückung der Frau einschließt, daß sich ›Logik‹ und Genesis der Polarisierung und Hierarchisierung der Geschlechter wie der zwischen Natur und Gesellschaft als gemeinsame herausstellen ...«, (Scheich 1987, 3), schließen wir an die feministischen Debatten um den Begriff »Reproduktion« an.

Hintergrund für die zu Beginn der (neuen) Frauenbewegung wie der historischen Frauen- und Geschlechterforschung in den 1970er und 1980er Jahren zentrale Bedeutung des Begriffspaars Produktion vs. Reproduktion war die feministische »Hausarbeitsdebatte«: Mit der Trennung von Produktion vs. Reproduktion und Öffentlichkeit vs. Privatheit war die Herauslösung der Erwerbsarbeit (als vermeintlich einzige produktive Arbeit) aus dem (Re)Produktionszusammenhang kritisiert worden. Frühzeitig hatten feministische Forscherinnen auf die »blinden Flecken« der kapitalistischen Marktökonomie aufmerksam gemacht (vgl. u.a. von Werlhof 1978). Sozial weibliche Tätigkeit wird als »Reproduktivität« aus dem Ökonomischen ausgegrenzt und unsichtbar gehalten. Kapitalistische Produktion für den Markt setzt das »reproduktive System« Frau immer schon voraus.

Das (vermeintlich) Reproduktive hat also zwei verschiedene, aber funktional identische Orte: einen anscheinend außer- und vorgesellschaftlichen Ort in der ökologischen Natur und einen als vorgesellschaftlich gesetzten innergesellschaftlichen Ort in der Privatheit der Haushalte und Familien, in der die Frauen »Reproduktionsarbeit« leisten.

Wir haben gezeigt, dass auch in das Verhältnis des Ökonomischen zur sozial lebensweltlichen Sphäre das Prinzip der Trennung und Dichotomisierung eingeschrieben ist (vgl. 3). Auch hier dominiert die Vorstellung von einer Durchflussökonomie: Der sozial weibliche Bereich liefert dem ökonomischen System »Ressourcen«, nämlich Arbeitskraft (Input); zurückgegeben werden (warenförmige) Güter und Leistungen (Output). Auch in diesem Verhältnis werden die sozial weiblichen Leistungen als *Produktivität* nicht verstanden: Jene Tätigkeiten der Sorge und Versorgung, die nötig sind, um (warenförmige) Arbeitskraft herzustellen und wiederherzustellen, bleiben im ökonomischen Denken und Handeln unerkannt – werden als das vermeintlich Reproduktive abgetrennt. Wie im Verhältnis zur Natur wird die sozial weibliche Reproduktionsarbeit als eine »Naturressource« gesetzt und vorausgesetzt (vgl. 3). Sie erscheint als eine »ewig sprudelnde Quelle«, deren Erhaltung und Wiederherstellung nicht Aufgabe des Ökonomischen ist. Gerade dies wird jedoch aktuell durch die Realität der Reproduktionsarbeitskrise vehement widerlegt.

Trennung und Dichotomisierung und mithin Hierarchisierung beider Sphären – der ökologischen wie der sozial lebensweltlichen – bildet den Hintergrund der sozial-ökologischen Krise mit ihren zwei Seiten: der »ökologischen Krise« und der Krise der Reproduktionsarbeit. Auf dem Hintergrund dieser Überlegungen sprechen wir von *Gleichursprünglichkeit* (vgl. 2.3).

Die Ursachen der sozial-ökologischen Krise lassen sich nun erkennen in der widersprüchlichen Struktur des Ökonomischen selbst: Auf der Ebene der ökonomischen *Verwertung* wird physisch-materiell vermittelt. Durch jeden einzelnen Produktionsprozess hindurch entstehen Natur-Kultur-Hybride – und zwar zum einen in den bewusst und beabsichtigt hergestellten Gütern und Leistungen und zum anderen in den unbewusst und unbeabsichtigt (mit)erzeugten Nebenprodukten: Hochwasserereignisse, Klimawandel, durch Chemikalien belastete Organismen und andere Krisenphänomene verdeutlichen, dass die Trennung zwischen anthropogenen und natürlichen Verursachungs- und Wirkungsmomenten nicht mehr möglich ist. Die Vermittlung von Naturprodukten und -leistungen und mithin die Herstellung von Hybriden² bildet daher nicht die Ausnahme, sondern ist systemisch in die ökonomischen Praktiken eingelassen. Doch von eben dieser Praxis der Verwertens will das ökonomische System dann nichts wissen, wenn es um das *Bewerten* geht: In der ökonomischen Bewertung wird getrennt und gespalten – nur, was das Ökonomische als seine eigene Produktivität (Kapital- und warenförmige Arbeitsproduktivität) er-

2 Vgl. zum Begriff des Hybriden Latour 1995 und insbesondere Haraway 1995.

kennt und anerkennt, geht in die Wertrechnung ein. Ökologische und sozial weibliche Produktivität gelten als außerökonomische Leistungen – als »Natur«.

Zugespitzt ließe sich sagen: Die ökonomische Theorie versteht nichts von dem, was die Wirtschaftspraxis tut. In der ökonomischen Bewertung bildet sich das nicht ab, was dem ökonomischen Handeln vorausgeht und in es eingeht (Natur- und sozial weibliche Produktivität) und was es hervorbringt (gesellschaftlich unerwünschte ökologische und sozial lebensweltliche Produkte). Die Grundannahmen der Ökonomik lassen dies, wie wir gezeigt haben (vgl. 3), nicht zu.

Diese widersprüchliche Struktur des Ökonomischen kennzeichnet und durchzieht die gesellschaftlichen Natur- und Geschlechterverhältnisse in der Industriegesellschaft: Natur-Kultur-Hybride werden durch die ökonomische Praxis produziert und zugleich in der ökonomischen Logik geleugnet. Durch die Praktiken des Vermittelns und Trennens hindurch werden systemisch gesellschaftliche Naturverhältnisse und Regulationen erzeugt, die nicht nachhaltig sind. Wenn überhaupt, dann werden nur zufällig Produkte hergestellt und mit hergestellt, die jene (re)produktiven Qualitäten aufweisen, die gesellschaftlich erwünscht sind und künftig gebraucht werden. Inter- und intragenerationale Gerechtigkeit, wie sie mit dem Leitbild Nachhaltigkeit geboten sind, werden durch die widersprüchliche Struktur des Ökonomischen hindurch systematisch untergraben und ausgehöhlt.

Mit dem Leitbild Nachhaltigkeit wird normativ gefragt: Welche Ökonomie brauchen wir, um Nachhaltige Entwicklung zu realisieren? Welche gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen sind geeignet, eine (re)produktive Ökonomie zu befördern – eine Ökonomie, die entlang der Gerechtigkeitsgebote und des Integrationsprinzips die sozial lebensweltlichen und ökologischen (Re)Produktionskräfte erhaltend zu gestalten vermag?

Bevor wir auf die mit der Kategorie (Re)Produktivität verbundene Vision von einer nachhaltigen Gesellschaft explizit eingehen (vgl. 5), gilt es, an dieser Stelle zunächst zu fragen, was diese Kategorie leistet, um die gegenwärtige Transformation des Ökonomischen besser zu verstehen. Neue ökonomisch-technische Systeme, wie die informations- und biotechnischen Industrien, und die Transformation der industriellen Ökonomie in eine Dienstleistungsökonomie weichen die Produktions-Reproduktionsdifferenz, wie sie für die Industriegesellschaft kennzeichnend ist, an den zwei zentralen Stellen auf: Das vermeintlich Reproduktive, sozial weibliche und ökologische Produktivität, wird als die zentralen Ressourcen dieser neuen Ökonomie erschlossen: So werden jene sozial weiblichen Kompetenzen, wie Kommunikations-, Kooperations-, Koordinations- und Mediationsfähigkeiten, die vielfach Frauen durch ihren Lebensalltag als Grenzgängerinnen zwischen Erwerbs- und Versorgungsbereich erworben haben, als Schlüsselkompetenzen für die Dienstleistungsökonomien gebraucht. Die neue Ökonomie wirbt längst schon um die noch vielfach brachliegende »Ressource Frau« (vgl. z.B. Hondrich 2006) – eine Tatsache, die inzwischen auch von Familien- und Frauenpolitiker/innen erkannt worden ist und neue politische Konzepte (z.B. das ein-

kommensabhängige Erziehungsgeld oder das Ziel der Ganztagsbetreuung für Kinder und Jugendliche) befördert. Zugleich wird auch die Naturproduktivität als Ressource »entdeckt«: So gerät z.B. Biodiversität als die Schlüsselressource biotechnischer Industriekomplexe in den Fokus globaler Schutzpolitiken, wie mit der Biodiversitätskonvention von Rio 1992 geschehen. Die neuen Ökonomien verwandeln mehr und mehr das, was der Industrieökonomie als das »Reproduktive« galt, in ihre zentralen Produktivitäten.

Dabei entstehen zu gleicher Zeit neue Ausschlüsse, neue »reproduktive« Systeme werden geschaffen: Wir sehen z. B., dass die an die Erwerbsarbeits-sphäre in den westlichen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaften abfließende Frauenarbeit immer häufiger in der Versorgungsarbeits-sphäre kompensiert wird durch Frauenarbeit aus den Ländern des Südens oder Osteuropas (vgl. u.a. Leitner/Ostner 2000; Wichterich 2003). Einhergehend mit den politischen Anstrengungen zum Schutz der Biodiversität wird genetisches »Material« in großem Maßstab durch globale Industriekomplexe privat angeeignet. Es gilt also kritisch zu beobachten, welche neuen Ausschlüsse und Abspaltungen die sich transformierende Ökonomie hervorbringt – wo entlang genau die neuen Grenzen zwischen Produktivem und »Reproduktivem« verlaufen werden.

Zugleich sehen wir jedoch auch die mit diesen Entwicklungen verbundenen Chancen: Es setzt – wenn auch in der Logik kapitalistischer Warenproduktion – allenthalben eine Umwertung, eine Neubewertung ein. Was bisher abgewertet und ökonomisch unsichtbar gehalten wurde, wird mehr und mehr Wert geschätzt. Neue familien- und frauenpolitische Konzepte holen ans Licht, was an sozial weiblichen Kompetenzen bislang noch im Schatten des Industrieökonomischen verborgen gewesen war. Die politischen Maßnahmen zum Schutz der Biodiversität befördern eine neue Wertschätzung für die ökologische Natur, die nunmehr nicht mehr nur als statisch konstante, sondern auch als dynamisch prozesshafte verstanden und anerkannt wird. In diesen Entwicklungen liegen Chancen für eine Nachhaltige Entwicklung – Chancen, die es zu nutzen gälte.

Fragen wir zusammenfassend, was die Kategorie (Re)Produktivität für die Nachhaltigkeitsdebatte in kritisch analytischer Hinsicht zu leisten vermag, so ist deutlich geworden, dass die Einsicht in die theoretischen Zusammenhänge von ökologischer und feministischer Ökonomik ein Neudenken des Ökonomischen ermöglicht: Dass beides, Naturproduktivität und sozial weibliche Produktivität, durch die ökonomischen Bewertung abgespalten (externalisiert) und zugleich in der ökonomischen Verwertungspraxis vollständig und umfassend vereinnahmt (internalisiert) wird, bildet den Hintergrund der sozial-ökologischen Krise. Die Einsicht in die Gleichursprünglichkeit der Krise der Reproduktionsarbeit und der »ökologischen Krise« als *Krise des Reproduktiven* eröffnet einen Denkraum, der dem im Nachhaltigkeitskonzept verankerten Integrationsanspruch wissenschaftlich zu entsprechen vermag: Das Verständnis, dass wir es nicht erstens mit ökologischen Probleme und zweitens mit sozial lebensweltlichen Problemen zu tun

haben, sondern dass beide Problemkomplexe mit- und ineinander verwoben sind und keineswegs zufällig zu gleicher Zeit auftreten, fordert zu neuen Formen auch des wissenschaftlichen Arbeitens heraus. Nachhaltigkeitswissenschaften sind inter- und transdisziplinär – als »mode 2«-Wissenschaften von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen (Becker/Jahn 2006) – zu konzipieren. Erste Forschungsschwerpunkte, wie die durch das BMBF geförderte »Sozial-ökologische Forschung« (BMBF 2000), sind eingerichtet.

Doch ist mit der Kategorie (Re)Produktivität nicht nur ein neues Denken gefordert, sondern zugleich auch neue integrative Handlungsformen und Strategien: Ein Neudenken dessen, was Ökonomie ist und was das Ökonomische leistet, verweist zugleich auf eine Vision: Die »Neuerfindung« des Ökonomischen auf Basis der Kategorie (Re)Produktivität vermag eine Vorstellung von Wirtschaften in einer nachhaltigen Gesellschaft zu vermitteln.

5 Visionärer Ausblick: (Re)Produktivität als Modus des Ökonomischen in einer nachhaltigen Gesellschaft

Eine nachhaltige Ökonomie (vgl. zum Folgenden Biesecker/Hofmeister 2006, 158 ff.) agiert unter der Gewissheit, dass Produzieren und »Reproduzieren«, Herstellen und Wiederherstellen/Erneuern, untrennbar zusammengehören, dass Produkt und Produktivität identisch sind: Sie versteht sich als *(re)produktive* Ökonomie und weiß um ihre Aufgabe des Vermittelns, um ihre Verantwortung für die Herstellung eines gesellschaftlich erwünschten sozial-ökologischen Produkts. Ökonomisches Handeln ist hier mehr als marktliches, geldvermitteltes Handeln. Zwar sind Märkte und ist Geld Bestandteil dieser Ökonomie, sie sind jedoch gesellschaftlich bewusst gestaltete und genutzte Mittel für nachhaltige Lebensprozesse. Unter dieser Voraussetzung eines umgekehrten Zweck-Mittel-Verhältnisses wird (re)produktives Wirtschaften auch marktökonomisch wirksam.

Voraussetzung für das Gelingen des grundlegenden Transformationsprozesses des Ökonomischen ist die Überwindung der Differenz zwischen Bewerten (bisher bedeutet das Trennen) und Verwerten (Vermitteln) als inneres Widerspruchsverhältnis moderner Ökonomie. Das bedeutet, den bisher geltenden abstrakten, quantitativen Produktivitätsbegriff um sozial-ökologische Kriterien zu erweitern. Welche Kriterien das sind, unterliegt gesellschaftlicher Bestimmung. Das Ökonomische dehnt sich daher einerseits auf jene Bereiche aus, die in der Moderne als außerökonomisch abgetrennt sind (vor allem die Versorgungsökonomie und ökologische Produktionsräume); zum anderen unterliegt es gesellschaftlichen demokratischen Bewertungs- und Gestaltungsprozessen. In Anknüpfung am und in Erweiterung vom Reproduktionsmodell (vgl. Abb.1) lassen sich drei Dimensionen benennen, die es in diesem Transformationsprozess besonders zu beachten gilt: die materiell-technische, die sozial-kulturelle sowie die kulturell-symbolische.

Materiell-technisch versteht sich eine (re)produktive Ökonomie als eine Stoffwirtschaft, deren Zweck es ist, ein gesellschaftlich erwünschtes »Naturprodukt« herzustellen. In diesen Produktionsprozess gilt es, sowohl die Funktion der Reduktion als auch das Alltagswissen aller beteiligten Akteure und Akteurinnen einzubeziehen. Insbesondere gilt es, die Alltagserfahrungen der Konsumentinnen und Konsumenten für die qualitative Produktentwicklung mit dem naturwissenschaftlichen und Ingenieurwissen zu verbinden. Dabei verändern sich auch bisherige Geschlechterrollen (vgl. Weller 2004).

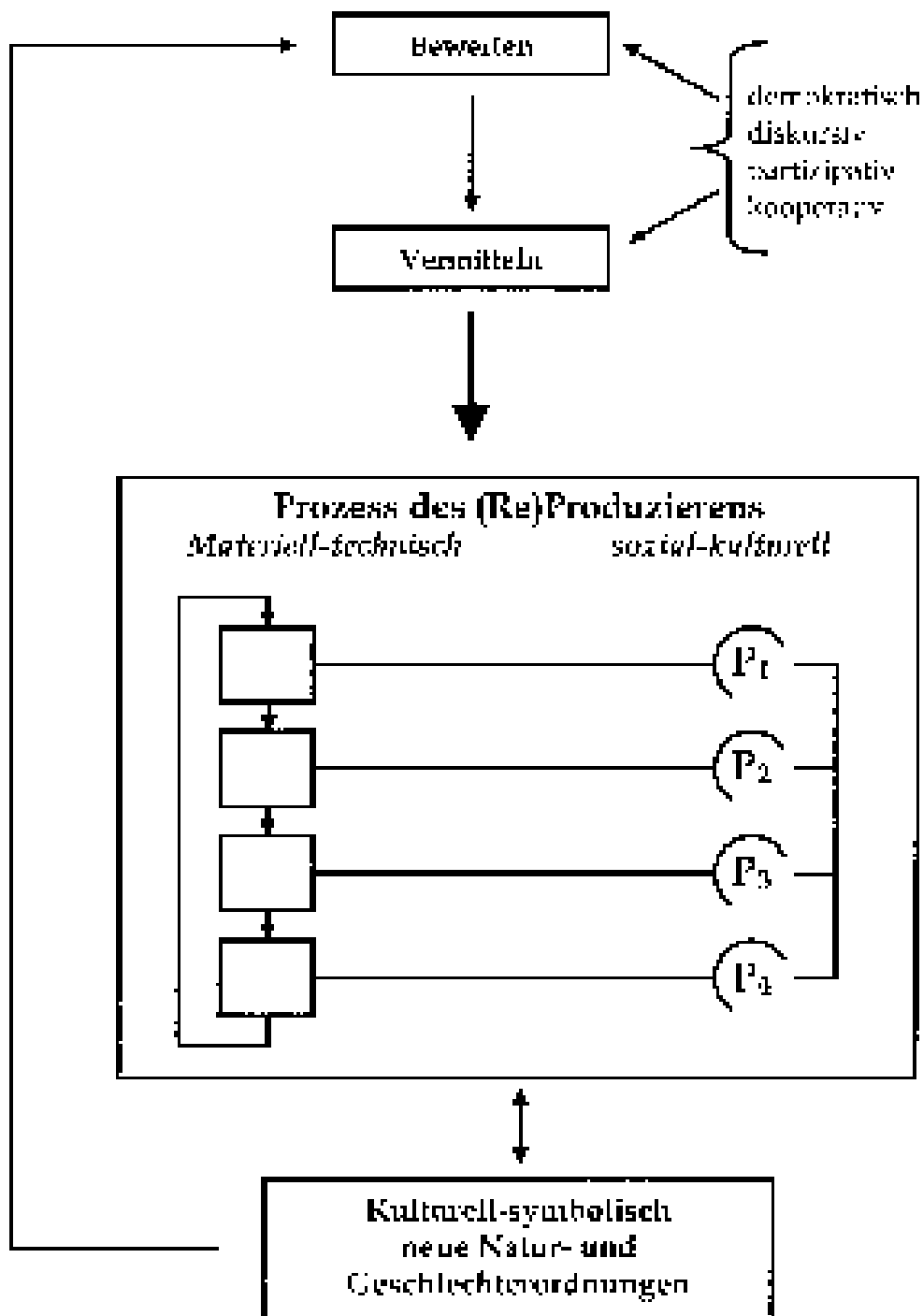
Sozial-kulturell kommt es darauf an, alle Produktivitäten – die aller menschlichen Arbeiten und die der ökologischen Natur – einzubeziehen, Wert zu schätzen und zu bewerten. Das bedeutet auch eine radikale Erweiterung des Begriffs der Arbeit. Es gilt, die Produktivitäten der verschiedenen Arbeiten sowie die Naturproduktivität im (Re)Produktionsprozess gemäß demokratisch ausgehandelter Vorstellungen von den Produktionsprozessen und den hergestellten Qualitäten des »Naturprodukts« kooperativ zu verbinden. Alle Produktivitäten sind hier gleichwertig und gleich wichtig. Damit ist für eine sich (re)produktiv verstehende Ökonomie die Überwindung der Dichotomien Gesellschaft vs. Natur und männlich vs. weiblich zentral. Generationen- und Geschlechtergerechtigkeit sind daher nicht nur ein moralisches Anliegen, sondern sie werden ökonomisch gebraucht: Gerechtigkeit wird zur Basisressource nachhaltiger Ökonomie.

Die *kulturell-symbolische* Dimension des Transformationsprozesses in einer (re)produktiv verfassten Ökonomie lässt sich nur sehr vorsichtig skizzieren, da insbesondere sie sich während des Prozesses erst neu herausbildet. Beschreiben lassen sich jedoch Auflösungserscheinungen der tradierten kulturell-symbolischen Ordnungen. Bourdieu (2005) spricht davon, dass sich die »Ökonomie der symbolischen Güter« verändert. Welche Natur- und Geschlechterordnungen dabei entstehen werden, ist jedoch unklar. Für Bourdieu selbst erweist sich der Dualismus männlich vs. weiblich in kulturell-symbolischer Dimension als ausgesprochen resistent. Er spricht sogar von einer »transhistorischen Konstanz der Herrschaftsbeziehungen« (Bourdieu 2005, 178) von Männern über Frauen. Dem stehen zum einen die Auswirkungen der oben (vgl. 4) angesprochenen neuen ökonomisch-technischen Systeme entgegen: Im biotechnischen Zeitalter verschwinden z. B. kulturelle Männlichkeitsvorstellungen aus den gesellschaftlichen Entwicklungsvorstellungen, und Natur- und Weiblichkeitsbegriff verlieren sich (Schulz 1996, 203). Zum anderen sind mit dem Aufbrechen der Muster geschlechtlicher Arbeitsteilung die kulturell-symbolischen Zuweisungen von männlicher Erwerbsarbeits- und weiblicher Familienarbeitsbiografie nicht mehr selbstverständlich. Ein für eine nachhaltige Gesellschaft charakteristisches kooperatives Geschlechterverhältnis könnte sich hier andeuten.

Die beschriebenen drei Dimensionen des Transformationsprozesses kennzeichnen auch dessen Resultat – eine (re)produktiv verfasste Ökonomie. Diese lässt sich als Regulationsordnung verstehen, deren Aufgabe es ist, die materiell-techni-

sche, sozial-kulturelle und kulturell-symbolische Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse entlang sozial-ökologischer Kriterien zu ermöglichen und zu sichern. In Abb. 2 ist der Modus einer solchen Regulationsordnung skizziert.

Abb. 2: Modus einer nachhaltigen Gesellschaft – Modus des (Re)Produzierens (Biesecker/Hofmeister 2006, S. 166)



Das produktive System ist hier durch die Einheit der aus dem physischen Reproduktionsmodell (vgl. Abb.1) übernommenen vier Produktionsphasen gekennzeichnet. Diese sind zugleich Tätigkeitsräume. In jedem wird eine je spezifische Produktivität benötigt und entfaltet (P1 bis P4) – eine je spezifische Arbeitsproduktivität in Kooperation mit Naturproduktivität. Gestaltet und gesteuert wird dieses (re)produktive System über einen bewussten Prozess gesellschaftlicher Regulierung, über den sowohl die stofflichen Qualitäten der Prozesse und Produkte als auch deren Bewertungen (Werturteilsbildung) bestimmt werden. Dieser gesellschaftliche Prozess ist demokratisch und partizipativ angelegt und in seiner prozessualen Form diskursiv. So bildet sich nach und nach eine neue Natur- und Geschlechterordnung heraus, die selbst auf den Prozess des (Re)Produzierens (des Vermittelns) zurückwirkt und auch die Bewertungsmaßstäbe beeinflusst.

Deutlich wird hiermit: Das Ökonomische wird in einer nachhaltigen Gesellschaft nicht mehr das sein (können), was es heute noch ist. Es wird kein durch Geldströme gesteuerter Marktmechanismus sein, sondern eine (re)produktive Regulationsordnung. In ihr ist das Ökonomische gleichzeitig erweitert und durch politisch-gesellschaftliche Gestaltungs- und Bewertungsprozesse geprägt: Ein im (Re)Produktiven verankerter ökonomischer Raum ist somit ein bewusst konstituierter sozial-ökologischer Handlungsraum.

Literatur

- Becker, Egon, Jahn, Thomas (Hg.) (2006): Soziale Ökologie. Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen. Frankfurt/M., New York.
- Bierter, Willy, Uta v. Winterfeld (Hg.) (1998): Zukunft der Arbeit – welcher Arbeit? Berlin, Basel, Boston.
- Biesecker, Adelheid, Maite Mathes, Susanne Schön, Babette Scurrall, (Hg.) (2000): Vorsorgendes Wirtschaften. Auf dem Weg in eine Ökonomie des Guten Lebens. Bielefeld.
- Biesecker, Adelheid Sabine Hofmeister (2001): Vom nachhaltigen Naturkapital zur Einheit von Produktivität und Reproduktivität – Reproduktion als grundlegende Kategorie des Wirtschaftens. In: Martin Held, Hans G Nutzinger (Hg.): Nachhaltiges Naturkapital. Ökonomik und zukunftsfähige Entwicklung. Frankfurt/M., New York, S. 154-178.
- Biesecker, Adelheid, Sabine Hofmeister (2006): Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zu Sozialen Ökologie. München.
- BMBF (Bundesministerium für Bildung und Forschung) (2000): Rahmenkonzept Sozial-ökologische Forschung (erarbeitet durch ISOE 1999). Bonn. [<http://www3.gsf.de/ptukf/bmbf/laufSchwerp/soef/material/SOEFJUNI.pdf>; 08.03.2006]
- BMU, Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (2002): Umweltpolitik. Lokale Agenda 21 und nachhaltige Entwicklung in Deutschland in deutschen Kommunen. 10 Jahre nach Rio: Bilanz und Perspektiven. Berlin.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Busch-Lüty, Christiane (1996): Nachhaltige Entwicklung als Ziel und selbstorganisierender Verständigungsprozess. In: Adelheid Biesecker, , Klaus Grenzdörffer (Hg.): Kooperation, Netzwerk, Selbstorganisation. Elemente demokratischen Wirtschaftens, Pfaffenweiler, S. 141-160.
- Costanza, Robert, John Cumberland, Herman Daly, Robert Goodland, Richard Norgaard (2001): Einführung in die Ökologische Ökonomik. Deutsche Ausgabe herausgegeben von Thiemo Eser, Jan Schwaab, Irmi Seidl, Marcus Stewen, Stuttgart.
- Daly, Herman E. (1999): Wirtschaft jenseits von Wachstum. Die Volkswirtschaftslehre nachhaltiger Entwicklung. Salzburg.
- Haraway, Donna (1995): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt/M., New York.

- Holling, Crawford S. (1976): Resilience and Stability in Ecosystems. In: E.Jantsch, C.H. Waddington (eds.): Evolution and Consciousness. Human Systems in Transition. Addison-Wesley, Reading, MA, 79-92.
- Hondrich, Karl-Otto (2006): Der Fall der Geburtenrate – ein Glücksfall. Wirtschaft und Sozialversicherungen sind nicht auf »eigenen« Nachwuchs angewiesen. In: NZZ Nr. 174 v. 29.07.2006, 27 (Teil 1).
- Immler, Hans (1989): Vom Wert der Natur - Zur ökologischen Reform von Wirtschaft und Gesellschaft. Opladen.
- Immler, Hans, Sabine Hofmeister, (1998): Natur als Grundlage und Ziel der Wirtschaft. Grundzüge einer Ökonomie der Reproduktion. Opladen.
- Latour, Bruno (1995): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin.
- Leitner, Sigrid, Ilona Ostner (2000): Frauen und Globalisierung. Vernachlässigte Seiten der neuen Arbeitsteilung. In: APuZ B48/2000 v. 24.11.2000.
- Majer, Helge, Joachim Bauer, Christian Leipert, Ulrich Lison, Frederike Seydel, Carsten Stahmer (1996): Regionale Nachhaltigkeitslücken. Ökologische Berichterstattung für die Ulmer Region. Sternenfels-Berlin.
- Marx, Karl (1971/1890). Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Bd. I. Berlin: Dietz.
- Rodenstein, Marianne, Stefanie Bock, Susanne Heeg (1996): Reproduktionsarbeitskrise und Stadtstruktur. Zur Entwicklung von Agglomerationsräumen aus feministischer Sicht. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL) (Hg.): Forschungs- und Sitzungsbericht Bd. 199: Agglomerationsräume in Deutschland. Ansichten, Einsichten, Aussichten. Hannover, S. 26-50.
- Scheich, Elvira (1987): »Größer als alle Fenster«. Zur Kritik des Geschlechterverhältnisses und der Naturwissenschaften. In: Elvira Scheich, Irmgard Schultz: Soziale Ökologie und Feminismus. Sozial-ökologische Arbeitspapier AP 2. Frankfurt/M., S. 1-57.
- Scherzinger, Wolfgang (1999): Mosaik-Zyklus-Konzept. In: W. Konold, R. Böcker, U. Hampicke (Hg.): Handbuch Naturschutz und Landschaftspflege. Kompendium zu Schutz und Entwicklung von Lebensräumen und Landschaften. München.
- Schultz, Irmgard (1996): Feministische Analyse als Übersetzungsarbeit? Eine Auseinandersetzung mit zwei zentralen Ansprüchen kritischer Gesellschaftstheorie im Ökologiezeitalter. In: Elvira Scheich (Hg.): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg, S. 183-214.
- Smith, Adam (1985/1759): Theorie der ethischen Gefühle. Hamburg.
- Smith, Adam (1973/1776): Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes (Wealth of Nations). 2 Bde. Giessen.
- Sturm, Knut (1993): Prozessschutz – ein Konzept für naturschutzgerechte Waldwirtschaft. In: Zeitschrift für Ökologie und Naturschutz, Jg. 2, S. 181-192.
- Weller, Ines (2004): Nachhaltigkeit und Gender. Neue Perspektiven für die Gestaltung und Nutzung von Produkten. München.
- Wichterich, Christa (2003): Femme Global. Globalisierung ist nicht geschlechtsneutral. AttacBasis Texte 7, Hamburg.
- Werlhof von, Claudia (1978): Frauenarbeit: Der Blinde Fleck in der Kritik der politischen Ökonomie. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Jg. 1, Nr. 1, S. 18-32.
- Wolf-Graaf, Anke (1981): Frauenarbeit im Abseits. Frauenbewegung und weibliches Arbeitsvermögen. München.

Diskussion

Sandra Thieme (Moderation):

Bevor Adelheid Biesecker und Sabine Hofmeister beginnen, möchte ich kurz Frau Hofmeister vorstellen, die heute zu unserem Theorieseminar dazu gestoßen ist: Sabine Hofmeister, Sie sind ursprünglich von Hause aus Landschaftsplanerin, Sie haben sich im Rahmen Ihres Studiums sehr früh auf Umweltthemen spezialisiert und sind ihrer Linie auch treu geblieben und haben in den 80er Jahren Ihre Dissertation zu Stoff- und Energiebilanzen geschrieben – seinerzeit ein aktuelles Thema, brandneu eigentlich. Dann haben Sie einen kleinen Ausflug ins Umweltamt Berlin-Steglitz gemacht und waren dort zwei Jahre lang als Leiterin tätig. Aber es ging wieder zurück in die Wissenschaft und Sie sind nun seit 1999 an der Universität Lüneburg Leiterin des Faches Umweltplanung.

Sabine Hofmeister:

Adelheid Biesecker hat mir berichtet, dass sie gestern bereits eine ausführliche Vorstellungsrunde hatten. Was Frau Biesecker und mich unterscheidet, ist natürlich die disziplinäre Herkunft, Frau Biesecker ist die Ökonomin im Team und ich bin die Umweltwissenschaftlerin. Was uns verbindet? Seit 1993 arbeiten wir gemeinsam im Netzwerk »Vorsorgendes Wirtschaften«. Dieses Netzwerk hat sich gegründet auf der Basis einer Konferenz in Sankt Gallen, initiiert von einer Studierenden-Initiative OIKOS, wo es um Nachhaltigkeit ging. Dort gab es eine kleine Arbeitsgruppe unter dem Titel »Nachhaltigkeit aus weiblicher Sicht«, eine Arbeitsgruppe von 15 Frauen. Erstaunlich war, dass in dieser Arbeitsgruppe so ganz andere Nuancen zur Nachhaltigkeit erarbeitet wurden im Vergleich zu den sonstigen Diskursen. Es ging plötzlich darum, wie wir unsere eigene Zeit verbringen, wie viel Zeit in den Versorgungs- oder Sorgebereich geht und wie viel Zeit auch in den erwerblichen Bereich, und dass Arbeit für uns eigentlich eine völlig andere Bedeutung hat als in der seinerzeit vorherrschenden Nachhaltigkeitsdebatte. Daraus hat sich das Netzwerk »Vorsorgendes Wirtschaften« entwickelt, das nunmehr seit 1993 arbeitet. Die Grundthese des »Vorsorgenden Wirtschaftens« ist, dass man das, was unter dem Label ökologische Ökonomie diskutiert wird, im Zusammenhang mit den Diskursen, die unter dem Etikett feministische Ökonomie stattfinden, zusammenführt. Dabei müssen wir kritisch anmerken, dass der vorherrschende Nachhaltigkeitsdiskurs vor allem zwei Strängen folgt, nämlich einmal der Debatte um Zukunft der Arbeit und zum anderen in Richtung ökologischer Modernisierung und die »Zukunft der Natur«, die aus unserer Sicht aber engstens miteinander verknüpft und verwoben sind.

Adelheid Biesecker und ich möchten Ihnen heute die Kategorie der (Re)Produktivität vorstellen, weil wir denken, dass über diese Kategorie die beide Diskurse miteinander verbunden werden können.

Klaus Meier:

Mein Kompliment für die Dramaturgie Ihres Vortrages als ein Dialog zwischen Umwelt und Ökonomie. Das hat seinen Charme, aber ist sicher auch inhaltlich zu begründen, und zeigt, wie in Ihrem Konzept beide Zugänge zusammengehen. Nun meine Frage: Ich konnte Ihnen bis zum Ende des Beitrages sehr gut folgen, bis zum Ansatz durch Einbettung des Produktiven im (Re)Produktiven die ökologische und soziale Ausgrenzung zu überwinden. Sicher wäre das mit dem Begriff Kreislaufdenken, einem zyklischen Verständnis unzureichend beschrieben, können Sie dazu noch mehr sagen. Und zum anderen wie verhält sich Ihre Vision zur Grundtendenz der heutigen Ökonomie, der »alles Inwertsetzung«. Meine Frage lautet: Ist es eine Strategie der »alles Inwertsetzung«, die Sie favorisieren, oder wo liegt die neue Qualität Ihrer Vision? Wenn es auf eine »alles Inwertsetzung« hinausläuft, wie kann man die ganz offensichtlichen negativen Wirkungen dieser Inwertsetzung kompensieren? Wo beginnt die neue Qualität im alten System? Da hängt m. E. die Krux der ganzen Geschichte.

Hubert Laitko:

Mir ist es überaus sympathisch, was Sie vorgetragen haben. Nun bin ich kein Ökonom und kann dies nicht aus detaillierter Kenntnis neuerer ökonomischer Diskussionen beurteilen, aber bestimmte Vorstellungen hat man ja auch in einer etwas allgemeineren Sicht. Zunächst einmal erscheint es mir äußerst interessant, dass Sie den Gegensatz von Produktivem und Reproduktivem in einem Maße relativiert haben, dass es beides verschwindende Momente in einem zyklischen Zusammenhang sind. Das ist im Grunde genommen das Denkschema, das man – unabhängig davon, dass es im Detail nicht dieses Maß an Ausführlichkeit hat – im Ansatz bei Marx findet. Und Marx ist uns ja im linken Spektrum noch ganz gut vertraut. Wenn man sagen kann, dass bei Adam Smith noch eine ungefähre Ausgewogenheit in der Beschäftigung mit der Warenproduktion auf der einen Seite und dem Markt als Zirkulationsmedium auf der anderen Seite immer aber auch schon mit einer gewissen Dominanz des Marktbezuges vorlag, läuft ja der Mainstream der ökonomischen Theorieentwicklung hin zur Neoklassik immer mehr zu reinen Marktökonomien, bei denen der eigentliche Produktionsprozess und damit auch das Zusammenwirken von Mensch und Natur nur noch Randbedingungen sind. Denn nicht umsonst definieren sich ja die derzeitigen Wirtschaften in ihrem Selbstverständnis als Marktwirtschaften, um jedem Menschen einzuhämmern, der Markt ist das Entscheidende, der Markt ist das Zentrum, die Produktion liegt am Rande. Der Ansatz von Marx, der ja auch an Smith und seine Arbeit anknüpft, war insofern andersartig, als er die Produktion ins Zentrum genommen und den Markt als Vermittlung von Reproduktionszusammenhängen begriffen hat. Und insofern hat man hier wirklich diesen zyklischen Zusammenhang, dass die Konsumtion betrachtet wird als Reproduktion der Voraussetzungen für die Wiederholung des Produktionsprozesses und damit in Zyklen gedacht worden ist. Da Marx ja auch

Dialektiker war, war es klar, Konsumtion ist Produktion, Produktion ist Konsumtion usw.; die Dinge schlagen fortwährend ineinander um. Ebenso wie man sagen kann, dass die Produktion von Waren sozusagen der Reproduktion des menschlichen Lebens dient. Umgekehrt ist die Reproduktion des menschlichen Lebens Voraussetzung für die Warenproduktion usw. Diesen Gedanken kann man inhaltlich aufladen dadurch, dass die Reproduktion der Produktionsbedingungen in immer weiteren Kreisen gesehen wird. Der gedankliche Ansatz dazu: Die Reproduktion der Natur, die Reproduktion sämtlicher Sozialverhältnisse usw., das ist letztlich einfach organisch einzubeziehen und daher ist überhaupt gar keine scharfe Trennung zwischen dem Theoriestrom, der aus der ökologischen Ökonomie und aus anderen Quellen herkommt, und dem, was über diese alte marxistische Tradition geht. Insofern sind da wirklich große intellektuelle Ressourcen vorhanden, die bei Ihnen glänzend kombiniert und synthetisiert sind.

Mit fällt noch am Rande ein: Der Gedanke der Produktivität oder Selbstproduktivität der Natur war ja auch ein Grundmotiv der Romantik, der romantischen Naturphilosophie von Friedrich Wilhelm Schelling, das ist eine andere Terminologie als sie in der mehr rationalen Ökonomie verwendet wird, aber nichts desto weniger ist sie ungeheuer anregend.

Aber ich habe auch gesehen, die Politische Ökonomie, wie sie in der DDR existiert hat und zur Interpretation und Gestaltung des eigenen Systems praktiziert wurde, hat ja die Dichotomie bei Marx auch nicht überwunden. Gemeint ist eine Dichotomie von produktiver oder Wert schaffender und nicht produktiver (Sie nannten das reproduktiver) Tätigkeit, die den in der produktiven Sphäre geschaffenen Wert lediglich umverteilt. Klaus Meier und ich, wir haben beide lange an einem Akademieinstitut für Wissenschaftsforschung gearbeitet, wo heftig darüber diskutiert wurde, wie man nun die Produktivität von Wissenschaftlern, also von wissenschaftlicher Tätigkeit fassen kann. Das normativ vorgesezte System der Politischen Ökonomie des Sozialismus war in dieser Frage wie folgt beschaffen: Grundsätzlich ist Wissenschaft zwar eine gesellschaftlich notwendige, aber nicht desto weniger nicht produktive Tätigkeit, die nur in dem Maße finanziert werden kann, wie die produktive Tätigkeit die Mittel dafür schafft. Und ich sehe das gleiche Motiv in den modernen Diskussionen, die ja auch die Frage der Finanzierung von Wissenschaft in den Mittelpunkt stellen. Die Wissenschaft soll sich selbst refinanzieren, in dem sie produktive Innovationen ermöglicht, die über den Markt in Profit abwerfen. Die Wissenschaft trägt demnach weitgehend selbst Verantwortung für die Mittel, die sie für die Weiterentwicklung benötigt. Und alle Zweige der Wissenschaft, die in diesem Sinne keine Produktivität geltend machen können, sind schlecht dran. Ich meine, das ist genau auch das verbindende Glied zur gestrigen Diskussionen über die Enteignungsökonomie als ein Wesenszug der modernen Entwicklung des Kapitalismus. Ich hatte dies gestern in der Diskussion zum Beitrag von Dieter Klein schon angesprochen, dass die Gegenstrategien immer mehr auf Verteidigung des Vorhandenen gerichtet sind, aber nicht darauf ori-

entieren zu sehen, dass mit dieser Ausdehnung des Kapitalverhältnisses auch immer mehr Lebenssphären, die vorher noch in gewissem Maße Reservate gegen die Allmacht des Kapitalismus waren, seiner Herrschaft unterworfen werden. Und dass darin gleichzeitig ein fundamentaler Vergesellschaftungsmechanismus steckt, in dem sich eine Universalisierung der Wert schaffenden Tätigkeit ausdrückt, aber eben in der kapitalistischen Form mit ihren Antagonismen.

Frank Adler :

Die These, Natur ist gleich gesellschaftliches Produkt, die schien mir im Beitrag doch ein wenig zu absolut. Naturgesetze werden ja nun nicht außer Kraft gesetzt. Die Naturkatastrophen zeigen, sie werden verursacht durch Eingriffe, aber man kann die Gesetze nicht außer Kraft setzen.

Und eine zweite Bemerkung: Am Anfang wurde gesagt, dass die sozial-weibliche Krise verschiedene Erscheinungsformen zeigt, wie Kriminalität usw. usf. und das wird doch sehr kausal zurückgeführt auf die Einbindung der weiblichen Erwerbstätigkeit, das habe ich nicht ganz verstanden.

Und noch etwas: Die Kritik an ökonomisch theoretischem Denken hat mich sehr an Marx, an seine Kritik der Politischen Ökonomie erinnert. Noch eine Sache zur Ehrenrettung von Marx. Ich kann mich an eine Stelle erinnern, wo er die Frage aufwirft, was ist produktive Arbeit? Und er sagt, es ist dann produktive Arbeit, wenn sie im Rahmen des kapitalistischen Verwertungsprozesses vollzogen wird.

Sabine Hofmeister:

Ich beginne bei Herrn Meier: Die Frage nach dem Kreislaufdenken oder zyklischem Denken und was das strategisch bedeuten kann. Ich versuche es ein wenig zu verknüpfen mit den Aussagen von Hubert Laitko zum Zyklischen und dem Verweis auf Schelling. Ich denke, dass mit dem, was man unter Kreislaufdenken – oder wie es sich ja jetzt auch materialisiert in solchen rechtlichen Regelungen mit dem Kreislaufwirtschafts- und Abfallgesetz – ganz leicht Gefahr läuft, so etwas wie Ideologie zu produzieren. Es gibt schlicht keine geschlossenen Kreisläufe und auch in der Natur gibt es sie nicht. Was aber noch sehr viel verkürzter ist, wenn wir glauben, wir könnten sozusagen über Recyclingschleifen innerhalb des anthropogenen wirtschaftlichen Systems so etwas wie geschlossene Kreisläufe hinkommen – das geht nicht. Als ich diesen Kreis von Senke zu Quelle gezogen habe, hatte ich mehr das im Kopf, was ich »Evolutive Reproduktion« genannt habe. Also, die Tatsache, dass natürlich das, was entsteht, immer zwangsläufig etwas Neues und etwas anderes ist, als das, was in Anspruch genommen wird, dass wir nie mit einem einfachen zyklischen Begriff von Reproduktion arbeiten können, wenn wir uns diese Gesellschaftsnaturverhältnisse anschauen. Insofern war der Verweis auf Schelling und die Romantik schon interessant, denn genau das konnte Schelling nicht mitdenken. Das, was wir Natur nennen ist immer schon Hybrid, es ist etwas, was aus beiden Prozessen hervorgeht.

Die zweite kritische Anmerkung, was wir sozial-weibliche Krise oder Krise der Reproduktionsarbeit nennen, gehe nur aus der Tatsache hervor, dass Frauen stärker an der Erwerbsarbeit partizipieren als früher, ist natürlich differenzierter zu sehen. Die Erosion der Alltagsstrukturen wie Familie etc. liegt natürlich nicht nur daran, dass die Frauen plötzlich alle so karrieresüchtig geworden sind, sondern hat sehr viel mit gesellschaftlichen Umbrüchen insgesamt zu tun, die wir mitdenken müssen. Wir haben eine Erosion aufseiten des sogenannten Reproduktiven, aufseiten der Versorgungsarbeit. Hier treten Lücken auf, die nicht allein dadurch wieder gefüllt werden können, dass Umverteilung stattfindet, etwa indem ebenso viele Männer im Versorgungsbereich tätig werden wie jetzt Frauen im Erwerbsektor tätig geworden sind. Viele der Phänomene, die wir jetzt als krisenhafte diskutieren, gehen darauf zurück, dass das, was Reproduktionsarbeit einmal war und als solches unsichtbar blieb, nun, wo es fehlt und mehr fehlt, deutlicher wahrgenommen wird. Da sind die Eltern nicht mehr in der Lage, sich ausreichend um ihre Kinder zu kümmern, und das hat Verwahrlosungsprozesse zur Folge, die Allgemeinbildung nimmt Schaden oder ethische Grundwerte werden den Kindern nicht mehr mitgegeben.

Adelheid Biesecker:

Da mache ich gleich einmal weiter mit der Frage der Inwertsetzung. Ich muss dabei bei unserem biographischen Hintergrund beginnen. Frau Hofmeister und ich, wir sind beide zwar unterschiedlichen Alters aber geprägt von dem, was man bei uns die 68er Bewegung nannte und auf der theoretischen Ebene durch die westdeutsche, die westeuropäische Marxdebatte. Ich habe selbst viele Stunden zu Marx' »Kapital« an der Universität gegeben. Unser theoretisches Denken hat seine Wurzeln in dieser Kritik der Ökonomie. Insofern hat unsere Anbindung an die feministische Debatte und an den Diskurs zum Arbeitsbegriff den Marxschen Arbeitsbegriff zum Ausgang genommen.

Nun komme ich zum Begriff der Inwertsetzung. Eine Inwertsetzung im Sinne kapitalistischer Wertrationalität, das alles in diese Bewertung über Geld und Profitmaximierung in den Verwertungsprozess herein gesogen wird, das ist nicht unsere Vision. Wenn wir den Begriff Inwertsetzung benutzen dann im Sinne von Neubewertung – es geht um eine neue Bewertung. Und wir fragen: Wo sind Ansatzpunkte für die neue Bewertung ökologischer Produktivität oder eben dieser sozial-weiblichen Produktivität? Und so gibt es in der gesellschaftlichen Realität eben diese beiden Tendenzen; die Tendenz, alles in den kapitalistischen Verwertungsprozess einzusaugen und es gibt aber auch die andere, beispielsweise die Berücksichtigung ökologischer Produktivität. Nehmen wir die immer wieder auftretenden Lebensmittelkrisen, in dem Moment, wo BSE zur Schlagzeile wird, wird uns deutlich, dass es bei der ökologischen Viehwirtschaft um Produktivität geht. Diese Rinder sind wirklich ein Produkt von Produktivität. Und wenn sie nur als Input-Output-Ökonomie organisiert wird, was die Viehwirtschaft in aller Re-

gel macht – viel rein so schnell wie möglich und viel raus – dann passiert es. Plötzlich wird uns bewusst, hier geht es um eine Produktivität, die es zu pflegen gilt und die es natürlich an Märkten auch zu wertschätzen gilt, d.h. ich muss dann auch einen höheren Preis dafür zahlen.

Oder nehmen wir die Debatte um das neue Elterngeld – sollen die Männer oder sollen sie nicht. Ich habe es auf den Begriff des »männlichen Wickelns« gebracht. Allein dies macht schon deutlich, die alte Stellung bleibt, die Männer sollen lediglich als Volontäre dabei sein. Aber insofern jetzt Männer mit ins Spiel kommen wird in der Diskussion viel mehr thematisiert, dass es sich um Produktivität handelt, die da zu leisten und auch zu bewerten ist. Insofern erfahren diese Tätigkeiten eine Aufwertung.

Ein anderes Beispiel ist die Auseinandersetzung um gentechnisch verändertes Saatgut, also der Versuch, alles in kapitalistischen Wert zu setzen, bringt ja auch das Bewusstsein dafür, so wollen wir es nicht haben. Was ich gestern Dieter Klein fragte: Wo sind die Gegenkräfte? Mit unserem Ansatz wollen wir diese Gegenkräfte stärken und wir sammeln auch viele Fallbeispiele etwa beim Kampf um die Verfügung öffentlicher Gütern, etwa die Debatte um das Wasser oder die Dienstleistungsrichtlinie der EU. Da soll etwas privat angeeignet werden und plötzlich merkt die Gesellschaft, das ist ein Gut, das gilt es zu verteidigen, und verteidigen heißt, in der Verteidigung neu zu gestalten.

Joachim Spangenberg:

Als erstes: Bei Ihrem Beitrag ist mir die gängige Argumentation der Substitution von Kapitalstöcken in den Sinn gekommen, die ja theoretisch in beide Richtungen möglich ist, de facto aber immer nur in eine Richtung gedacht wird. Unter diesem Gesichtspunkt wird Nachhaltigkeit als langfristig Kapital erhaltend angesehen. Und wenn ich jemanden frage, also gut, wenn es wirklich in beide Richtungen geht, d.h. es ist eine Gesellschaft denkbar, wo Leute hoch gebildet, glücklich und zufrieden und wohl ernährt auf den Bäumen sitzen, weil sie keine Hochhäuser mehr haben, wäre dann per Definition ein solcher Abbau von Sachkapital, Humankapital und Sozialkapital noch nachhaltig? Dann werden sie leichenblass, weil nämlich die Reversibilität einzufordern, das ist natürlich nicht mitgedacht. Diese Fixierung auf den Produktionsprozess ist auch bei Dally (1999) noch sehr stark ausgeprägt. Deswegen müssen diejenigen, die eben das kritisieren wollen auch das Implizite explizit machen. Insofern hat mir der Beitrag sehr gut gefallen.

In einem zweiten Punkt habe ich ein paar Nachfragen und zwar zu dieser Krise der Reproduktionsarbeit. Die gängige Aussage ist wohl, dass die Männer weniger lustvoll Reproduktionsarbeit übernehmen, wie die Frauen Erwerbsarbeit. Die drängeln sich nicht so richtig danach. Nun habe ich gerade gehört, dass in den Daten der sozioökonomischen Berichterstattung zum ersten Mal auftaucht, dass Männer einen signifikant höheren Anteil an Hausarbeit freiwillig übernehmen. Allerdings nicht in allen Tätigkeiten, sondern nur in bestimmten, z.B. sie kümmern

sich verstärkt um die Kinder, was keine schlechte Idee ist, sie machen auch Versorgungsarbeit, aber das mit dem Putzen, das ist oft weniger ihr Ding. Die Frage ist jetzt, was passiert, wenn sich beide nicht mehr für bestimmte Reproduktionsarbeit engagieren wollen? Da gibt es eine gängige Lösung, die wir auch bei uns zu Hause versucht haben. Wir haben z.B. einen kleinen Staubsaug-Roboter angeschafft. Allgemein formuliert, es muss eine technische Lösung her, wenn man selber dazu keine Lust hat. Die andere Möglichkeit ist, dass man soziale Begriffe und Kategorien ändert: Wie oft muss denn eigentlich eine Wohnung geputzt werden? Und die dritte Variante schließlich, man beschäftigt eine Putzfrau. Auf diese Weise werden dann Reproduktionstätigkeiten in Erwerbsarbeit verwandelt. Aber um es auf den Punkt zu bringen: Ändert sich dadurch, dass sich solche Verschiebungen ergeben, die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern oder ändert sich dabei auch die Definition dessen, was wir unter Reproduktionsarbeit zu verstehen haben? Und das zweite ist, ein Teil der Reproduktionsarbeit wird professionalisiert. Wir haben insgesamt, glaube ich, vier Millionen, und zwar überwiegend Frauen, die Putzarbeiten machen. Was dann aber auch zu einer Polarisierung zwischen Frauen führt. Die einen machen weniger Reproduktionsarbeit und die anderen mehr, über den eigenen Haushalt hinaus.

Schließlich möchte ich auf kulturelle Unterschiede in der europäischen Debatte aufmerksam machen. Ich habe dies jüngstens auch in Frankreich mitbekommen, wenn man z.B. mit Kollegen dort über den Begriff Natur diskutiert. Natur braucht man nicht schützen, Natur ist das, was der Mensch nicht gemacht hat. Folglich ist Natur im wesentlichen Hochgebirge und Hochsee. Dass man heute auch das Hochgebirge und die Hochsee schützen muss, ist eine ganz andere Frage. Für sie ist die Obsession der Deutschen mit einem Naturprodukt wie Wald völlig unverständlich. Da könnten wir ja genauso gut Roggenfelder schützen. Das ist sozusagen kulturell eine andere Wahrnehmung dessen, was Natur ist. Und die Frage ist, wirkt sich das auch in dem Kontext, von dem in Ihrem Beitrag der Naturbegriff abgeleitet wird, wirkt sich das auch auf Diskussion aus und inwieweit ist das Konzept, das entwickelt wurde, sozusagen typisch deutsch, oder ist es sozusagen europaweit anschlussfähig?

Sabine Hofmeister:

Ich fange mit der Frage nach Natur an. Ich denke nicht, dass sich das auswirkt. Natürlich ist es fragwürdig, bei einer komplett überformten Natur von Natur zu sprechen oder selbst das, was in stärkster Weise Produkt eines Ausbeutungs- und gesellschaftlichen Aneignungsprozesses der Vergangenheit war, als Natur auszuweisen – ich denke da z.B. an die Lüneburger Heide als solch ein Produkt vergangener Wirtschaftsformen. Ich kenne diese Diskussion, glaube aber, dass sie für unseren Ansatz wenig Relevanz hat. Würden wir uns diesem Naturbegriff anschließen und von wilder unberührter Natur sprechen, hätten wir den gleichen Läuterungsprozess. Denn es gibt kein Hochgebirge und es gibt auch keine Hoch-

see und es gibt auch keine Arktis etc., die noch unbeeinflusst im Sinne von unberührt sind. Wir würden sozusagen wieder dichotomisieren: Da ist die natürliche Natur und da ist die Kultur-Natur. Nur wenn wir von einem Hybrid reden, meinen wir eindeutig auch beide »Naturen«.

Adelheid Biesecker:

Eine kurze Antwort auf die Frage nach der Versorgungsarbeit. Was passiert da tatsächlich? Einmal haben wir die Tendenz und das geht eher in die Festigung tradierter Strukturen, dass sich deutsche Familien die Sorgearbeit aus Thailand einkaufen. Es gibt inzwischen einen Weltmarkt für solche Sorgetätigkeiten. Und die Frauen verlassen ihre Familien in ihren Ländern, um hier unsere Kinder großzuziehen, nur um etwas Geld zu verdienen. Das ist nicht unsere Vision. Aber es passiert und gerade, dass gut bezahlte Frauen sich diesen Luxus leisten, wir kriegen auf diese Weise eine sonderbare Familienpolitik. Das andere, was Joachim Spangenberg ansprach, es ist interessant zu sehen, wo bestimmte Rollen und Trennungen bleiben und wo Verschiebungen stattfinden. So kann man feststellen, dass da, wo gesellschaftliche Hausarbeit öffentlich wird, es oftmals zu einer Männerdomäne wird. Fensterputzer in unseren Bürogebäuden sind alles Männer, die Müllmänner sind Männer und auch diejenigen, die mit den Putzmaschinen mit großem Lärm draußen herumfahren, sind Männer. Und ab und zu steht daneben eine Frau und fegt mit dem Besen. In jedem Fall besagen die Daten, dass sich etwas bewegt im Geschlechterverhältnis. Und das ist für sich genommen schon spannend. Wenn ich einmal in die Zukunft sehe, würde dies bedeuten, dass der Anteil von Reproduktionsarbeit zunimmt, den man sich marktförmig einkaufen kann. Märkte sind in unserer Vision nicht per se schlecht, gerade wenn wir sie eben nicht als neoliberale gestalten, sondern als Vermittler zwischen Bürgern. Ich bin ganz froh, dass ich morgens zum Bäcker gehe und mir ein Brötchen kaufe und nicht stundenlang verhandeln muss. Und ähnlich wäre dies bei anderen Leistungen und Tätigkeiten, wo regionale Märkte, nachbarschaftliche Hilfe, bürgerschaftliches Engagement und politische Unterstützung eine Vielfalt der Formen ermöglichen könnten. Hybride Formen der Regulierung dieser Felder – ich denke, das ist die Zukunft.

Ulrich Schachtschneider:

Zum Schluss des Beitrages wurde ein Modell aufgeführt, bei dem es im Prinzip um einen partizipativen Diskurs um die Frage ging, wie soll diese neue Mischung von produktiver und reproduktiver Arbeit aussehen. Das können wir jetzt noch gar nicht so genau voraussagen. Ist es da nicht ein bisschen voluntaristisch zu sagen, dass man sich jetzt ein Modell überlegt, in dem eine große gesellschaftliche Versammlung beschließt, und das wird dann gemacht. Und die zweite Frage: Was wären Kriterien für ein Ergebnis, was auch nachhaltig ist. Vielleicht kommen bei diesem Diskurs um die Frage, wie die Mischung aussehen sollte, auch ganz an-

dere Strukturen heraus; es gibt ja unterschiedlichste Wertvorstellungen in der Gesellschaft.

Sabine Hofmeister:

Um gleich darauf zu antworten: Ist es allein diskursiv lösbar? Antwort: Jein. Weil es natürlich an allen möglichen Stellen und Ecken verschiedener Diskurse bedarf. Der Großkonzern, der darüber diskutiert, ob es sinnvoll ist, in Managerfunktionen Frauen hereinzuholen, weil er sich davon etwas im Sinne neuer Produktivität verspricht, ist die eine Geschichte. Das, was Adelheid Biesecker über die politischen über die ökonomischen, die gesellschaftlichen Prozesse gesagt hat, die diese Entwicklung flankieren und die Frage danach, was wollen wir, welche Art von Natur oder welche Art von sozialer Lebenswelt wollen wir eigentlich, ist eine andere Seite. Der zweite Teil der Frage war die nach den Kriterien. Und da meine ich, dass wir mit unserer Kategorie des (Re)Produktiven, das schon sagen können. Und zwar immer in dem Zusammenhang von Sozial-Ökologischem. Also wenn ich mich von vornherein frage, welches Naturprodukt möchte ich *mit* herstellen, wenn ich primär Strom erzeuge oder T-Shirts oder etwas anderes produziere. Damit ist ein völlig anderes Herangehen verbunden, wenn man in die Produktentwicklung zugleich die »Reproduktentwicklung« mit hinein nimmt. Ich stelle somit die Frage nach den Möglichkeiten des (Re)Produzierens, also was sozusagen am Ende wieder in welcher Form und mit welchen Ergebnissen in den ökologischen Haushalt zurückgeführt wird. Damit begründe ich eine völlig andere Logik. Indem ich die Differenz zwischen Produzieren und Reproduzieren im Denken aufhebe, komme ich auch zu anderen Praktiken. Es würde sich in der Produktentwicklung, in der Technikentwicklung ganz deutlich etwas ändern, wenn wir wissen, dass das, was wir da machen, eben nicht nur die Maschine X und das Produkt Y ist, sondern, dass wir zugleich immer auch Klima, Bodenqualität, ökologische Effizienz mit verändern.

Apropos: Effizienzstrategie, das war das, was Adelheid Biesecker anhand dieses Bildchens von der vollen und leeren Welt deutlich machen wollte. Effizienzstrategie impliziert ja, dass wir immer noch davon ausgehen, wir könnten Kulturelles, Gesellschaftliches, Ökonomisches auf der einen Seite und Natürliches auf der anderen Seite voneinander trennen. In unserer Welt können wir eben nicht mehr sagen, da ist das wachsende ökonomische Teilsystem und drum rum ist die Natur, in der wir uns nur wieder richtig und maßvoll einbetten müssen. Aber dieses »Bett«, was wir uns selber gemacht haben, dieses Bett, in das wir uns beruhigt zurück legen könnten, wenn wir nur die ökologischen Grenzen beachten, existiert nicht.

Peter Ligner:

Die Grenzen des neuen Bettes? Ich frage, weil in der Diskussion auch das Stichwort Leitplanken fiel, ist Natur nicht doch relativ unabhängig von uns?

Sabine Hofmeister:

Ja, natürlich, es gibt so etwas wie eine neue Macht von Natur, die entsteht und die wir an ökologischen Krisenphänomenen festmachen, wenn unsere Häuser durch Hochwasser weggespült werden. Das ist ja das gerade Unberechenbare an diesem Hybriden. Die Hochwasserkatastrophe, von der wir nicht genau wissen, was ist daran eigentlich selbst gemacht und was ist daran sozusagen »ursprüngliche« Natur.

Adelheid Biesecker:

Ich möchte noch zwei kurze Bemerkungen dazu machen. Erstens will ich auf unser demnächst erscheinendes Buch »Die Neuerfindung des Ökonomischen« aufmerksam machen, in dem unser Konzept ausführlicher dargestellt wird.¹ Zweitens wir haben damit ein Forschungsfeld aufgemacht, wo wir sofort fünfzehn Diplomarbeiten vergeben, insofern noch vieles offen ist. Danke für Ihre Diskussionsfreudigkeit.

1 Adelheid Biesecker, Sabine Hofmeister: Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur Sozial-ökologischen Forschung, München 2006.

Autorinnen und Autoren

Adelheid Biesecker – Jg. 1942, Prof. i. R. für Ökonomische Theorie unter besonderer Berücksichtigung ihrer gesellschaftshistorischen Entstehungsbedingungen am Fachbereich Wirtschaftswissenschaft der Universität Bremen. Nach Studium der Volkswirtschaftslehre und Promotion zum Dr. rer. pol. an der Freien Universität Berlin war sie in Bremen von 1971 bis 2004 tätig. Arbeitsschwerpunkt: Ökonomische Theorie aus sozial-ökologischer Perspektive, Ökologische Ökonomie, Feministische Ökonomie. Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt zusammen mit Sabine Hofmeister: Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur sozial-ökologischen Forschung.

Sabine Hofmeister – Jg. 1954, Dipl.-Ing. Landschaftsplanerin, 1988 Promotion zum Dr.-Ing. im Fachbereich Landschaftsentwicklung der TU Berlin, 1997 Habilitation für das Lehrgebiet Ressourcenplanung & Umweltmanagement in der Fakultät Umwelt & Gesellschaft der TU Berlin; seit 1999 Univ.-Prof. für das Lehr- und Forschungsgebiet Umweltplanung in der Fakultät III Umwelt und Technik der Universität Lüneburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Theorie und Methodik Ökologischer Ökonomie, Nachhaltige Regionalentwicklung, Stoff- und Ressourcenmanagement sowie Geschlechterverhältnisse & Nachhaltigkeit.

Evelin Wittich – Jg. 1950 Dipl. Bauing. Dr. oec., Promotion zu Volkswirtschaftlichen Problemen der Softwareökonomie, seit Gründung 1990 im Geschäftsführenden Ausschuss der PDS-nahen Stiftung, die sich seit 1999 Rosa Luxemburg Stiftung, Gesellschaftsanalyse und Politische Bildung nennt. Seit 2003 Geschäftsführendes Vorstandsmitglied der RLS. Betreuung der Gesprächskreise Nachhaltigkeit, Frauen und Politik und des Themenfeldes Rosa Luxemburg. Publikationen zu o.g. Themen sowie zu politischer Bildung in der RLS.

Hubert Laitko – Jg. 1935, Professor Dr. sc. phil., Wissenschaftshistoriker und Wissenschaftsphilosoph. 1953-59 Studium der Journalistik und Philosophie in Leipzig. 1964 Promotion auf dem Gebiet der Wissenschaftsphilosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin. 1978 Promotion B (Habilitation) auf dem Gebiet der Wissenschaftstheorie an der Akademie der Wissenschaften der DDR. 1964-69 Assistent und Oberassistent am Philosophischen Institut der Humboldt-Universität. 1969-91 wissenschaftlicher Mitarbeiter, Forschungsgruppen- und Bereichsleiter am Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft (ITW) der AdW der DDR. 1979 Akademieprofessur. 1994 Mitglied der Leibniz-Sozietät zu Berlin. Mitglied des Kuratoriums der Rosa-Luxemburg-Stiftung Brandenburg. Zahlreiche Publikationen zur Wissenschaftsphilosophie, science of science, Wissenschaftsgeschichte des 19. und 20. Jhs., u.a.: (Hrg., mit R. Bellmann): Wege des

Erkennens (1969); (mit W.-D.Sprung): Chemie und Weltanschauung (1970, 1973); Wissenschaft als allgemeine Arbeit. Zur begrifflichen Grundlegung der Wissenschaftswissenschaft (1978); (Leiter Autorenkollektiv): Wissenschaft in Berlin. Von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945 (1987); (Hrg., mit M.Guntau): Der Ursprung der modernen Wissenschaften. Studien zur Entstehung wissenschaftlicher Disziplinen (1987); (Hrg., mit D.Hoffmann): Ernst Mach. Studien und Dokumente zu Leben und Werk (1991); (Hrg., mit B. vom Brocke): Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte: Das Harnack-Prinzip (1996); (Hrg., mit K. Fuchs-Kittowski, H. Parthey, W. Umstätter): Wissenschaft und Digitale Bibliothek. Wissenschaftsforschung. Jahrbuch 1998 (2000); (Hrg., mit A. Trunschke): Mit der Wissenschaft in die Zukunft: Nachlese zu John Desmond Bernal (2003); (Hrg., mit D. Hoffmann und S. Müller-Wille): Lexikon der bedeutenden Naturwissenschaftler in drei Bänden (2003 – 2004). Aktuelle Bibliographie in: Gesellschaftliche Integrität der Forschung. Wissenschaftsforschung Jahrbuch 2005. Hrsg. von K. Fischer und H. Parthey. Berlin 2006, S. 181-210.

Klaus Meier — Jg. 1952; Dr. sc. oec., Wissenschaftssoziologe, Seit 2000 Mitarbeiter der Rosa-Luxemburg-Stiftung und ab 2003 Leiter des Geschäftsbereiches Finanzen/Controlling; Engagiert in der politischen Bildung für die Themenfelder Nachhaltigkeit und Wissenschaftsentwicklung. Im Gesprächskreis Nachhaltigkeit verantwortlich für das Kollegium Wissenschaft und den jährlichen John-Desmond-Bernal-Tag zur Rolle von Wissenschaft und Innovation für zukunftsfähige Regionen, 1994-2000 freiberuflich als Wissenschaftssoziologe und Publizist tätig, 1992-95 Projektleiter im Wissenschaftler-Integrationsprogramm, 1974-1991 Mitarbeiter am Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft der Akademie der Wissenschaften mit Schwerpunkt: Fortschritt der Wissenschaften und die Entwicklung von Forschungstechnik und wissenschaftlichem Gerätebau.

Ulrich Schachtschneider – Jg. 1962, Dr., lebt in Oldenburg, Studium des Maschinenbau, Schwerpunkt Energietechnik, Tätigkeit als Energieberater, u.a.: Wirtschaftlichkeit von Energiesparmassnahmen und Einsatz regenerativer Energien, Energiekonzepte für Kommunen, Wirtschaft und Gebäudeeigner; Studium der Sozialwissenschaften mit Schwerpunkt Umweltpolitik/ Gesellschaftstheorie; Veröffentlichungen zur Thematik: Das Gesellschaftsbild in Nachhaltigkeitskonzepten/ Struktur moderner Gesellschaften und Nachhaltigkeit. Gründungsmitglied Attac Oldenburg, Referent im Attac-Netzwerk

Joachim H. Spangenberg — Jg. 1955; Dr., Dipl. Biologe, Ökologe, Promotion in Volkswirtschaft, Mitarbeiter des Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung GmbH – UFZ und Gastprofessor an der Universität Versailles St.-Quentin-en-Yvelines, Forschungstätigkeit zu Nachhaltigkeitskonzepten, -szenarien, -strate-

gien und -indikatoren, 2002-2006 Mitarbeiter des Sustainable Europe Research Institute, Wien, 2000-2002 freiberuflich u.a. für UNDP und BMA tätig, 1992-1999 Mitarbeiter des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie, davor Institut für Europäische Umweltpolitik, Bonn, Abgeordnetenmitarbeiter und Fraktionsreferent im Deutschen Bundestag und Mitarbeiter des SPD-Parteivorstands.

Was ist moderner: Heutige Vorstellungen über „Nachhaltigkeit“ oder klassische Erkenntnisse?

Von Rainer Thiel, Storkow, 25. März 2012

Goethes Faust beginnt mit dem Vorspiel auf dem Theater, und dieses schließt mit den Worten: „So schreitet in dem engen Bretterhaus Den ganzen Kreis der Schöpfung aus, Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.“ Das schrieb Goethe 1829, als Karl Marx elf Jahre alt war. Nicht nur das Vorspiel auf dem Theater, sondern der ganze Faust lässt sich als Explikation von Nachhaltigkeit verstehen. Wie ist das von Karl Marx weiterentwickelt worden? Zunächst will ich aber an Goethe erinnern, damit das Problem hörbar wird¹:

Goethe hatte zurecht die Neugier, den Erkenntnistrieb, die Welt-Läufigkeit und die Lebenslust des Dr. Heinrich Faust exploriert. Faust hört sich auch an, wie ihm von Mephisto gesagt wird: „Wenn ich sechs Rosse zahlen kann, sind sie dann nicht die Meinen?“ Marx und Engels haben das einige Male zitiert. Zwischendurch lässt Goethe den Kontrast aufscheinen zu den Spießbürgern in Auerbachs Bier-Keller, die sich an Info aus der Türkei ergötzen, als würde sie das gar nichts angehen. Faust ist das Gegenteil der Spießbürger. Stationen des Faust sind unter anderem die Studierstube, der Osterspaziergang, wo es von den Bürgern heißt: „Sie feiern die Auferstehung des Herrn, denn sie sind selber auferstanden.“ Nota bene „*Selber auferstanden*.“!! Gleich danach schildert Faust auch die Verbrechen zeitgenössischer Ärzte an hilfeschuchenden Bauern. Dann kommt die Tragödie innerhalb der Tragödie: Faust schwängert Gretchen, und Gretchens letzte Worte sind: „Heinrich, Mir graut's vor Dir.“ (Seite 300). Der zweite Teil der Tragödie beginnt mit Fausts Erwachen nach fürchterlichen Nächten. Er findet sich auf einer Hoch-Alm im Gebirge und erlebt den Sonnenaufgang. Goethe lässt den Faust sagen:

„Du Erde, warst auch diese Nacht beständig
Und atmest neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben . . .
Im Dämmerchein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimmigem Leben,
Talaus talein ist Nebelstreif ergossen,
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen . . .
Hinaufgeschaut! – Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde,
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
Das später sich zu uns hernieder wendet . . .“

So beginnt – von mir leicht abgekürzt – der Tragödie zweiter Teil. Ich überspringe nun das meiste und komme gleich zum fünften Akt. Dort setzt Goethe den Faust mit dem Türmer Lynkeus ins Verhältnis. Goethe lässt den Türmer auf der Schloßwarte singen, ich zitiere den Text:

¹Die Seitenzahlen beziehen sich auf Band 8 der sechzehnbandigen Ausgabe der poetischen Werke Goethes, der „Berliner Ausgabe“, Aufbau-Verlag 1965

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt,
dem Turme geschworen, Gefällt mir die Welt.
Ich blick in die Ferne, Ich seh in der Näh
Den Mond und die Sterne, Den Wald und das Reh.
So seh ich in allen Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen, Gefall ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle, Es war doch so schön.“ (Seite 519)

Nicht weit vom Türmer entfernt auf einer Höhe mit Blick aufs Meer wohnen Philemon und Baucis, zwei alte Leute. Freundlich luden sie einen Wanderer zum Verweilen ein und bitten ihn zu Tisch. (S. 511) Philemon und Baucis, die alten Leutchen, erzählten dem Wanderer, was sie, von der Höhe blickend, am Meeresufer gesehen hatten (S. 513):

„Zelte, Hütten! –
Doch im Grünen richtet bald sich ein Palast.
Tags umsonst die Knechte lärmten,
Hack und Schaufel, Schlag um Schlag;
Wo die Flämmchen nächtig schwärmten,
Stand ein Damm am nächsten Tag.
Menschenopfer mussten bluten,
Nachts erscholl des Jammers Qual;
Meerab flossen Feuergluten,
Morgens war es ein Kanal.“

Schließlich bitten die gastfreundlichen Alten den Wanderer, den Sonnenuntergang zu genießen, und dazu läuten sie ihr kleines Glöckchen. (S. 514) Zehn Zeilen weiter lässt Goethe den Faust sagen:

„Verdammtes Läuten! Allzu schändlich
Verwundet's, wie ein tückischer Schuß;
Im Rücken rekt mich der Verdruß,
Erinnert mich durch neidische Laute:
Mein Hochbesitz, er ist nicht rein,
Der Lindenraum, die braune Baute,
Das morsche Kirchlein ist nicht mein.“ (S. 514 f.)

Da ist auch schon Mephisto zur Stelle. Goethe lässt den Mephisto die Worte sprechen: (S. 515)

„Nur mit zwei Schiffen sind wir fort,
Mit zwanzig sind wir nun im Port.
Was große Dinge wir getan,
Das sieht man unsrer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geist,
Wer weiß da, was Besinnen heißt!
Da fördert nur ein rascher Griff,

Man fängt den Fisch, man fängt ein Schiff,
Und ist man erst der Herr zu drei,
dann hakelt man das vierte bei;
Da geht es dann dem fünften schlecht;
Man hat Gewalt, so hat man Recht.“

Knapp zwei Druckseiten weiter lässt Goethe den Faust sagen (S. 517):

„Mir gibt's im Herzen einen Stich,
Mir ist's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's sage, schäm ich mich.
Die Alten droben sollen weichen.
Die Linden wünscht ich mir zum Sitz,
Die wenig Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Weltbesitz.“

Und noch mal eine Seite weiter (S. 518) lässt Goethe den Mephisto zu Faust sagen: „Was willst du dich denn hier genießen, Mußt du nicht längst kolonisieren?“ Und nun geschieht das Fürchterliche: Der Türmer, der gerade so friedlich gesungen hatte, sieht es, und er teilt's uns mit:

„Welch ein greuliches Entsetzen
Droht mir aus der finstern Welt!
Funkenblicke seh ich sprühen
Durch der Linden Doppelnacht,
Immer stärker wird das Glühen,
von der Zugluft angefacht.
Ach, die Hütte lodert,
Die bemoost und feucht gestanden;
Schnelle Hilfe wird gefodert,
Keine Rettung ist vorhanden.
Ach, die guten alten Leute,
sonst so sorglich um das Feuer,
Werden sie dem Qualm zur Beute!
Welch ein schrecklich Abenteuer!
Flamme flammet, rot in Gluten
Steht das schwere Moosgestelle;
Retteten sich nur die Guten
Aus der wildentbrannten Hölle!
Züngelnd lichte Blitze steigen
Zwischen Blättern, zwischen Zweigen;
Äste dürr, die flackernd brennen,
Glühen schnell und stürzen ein. . . .
Von der Äste Sturz und Last,
Schlängelnd sind, mit spitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefasst.
Bis zur Wurzel glühn die hohlen

Stämme, purpurrot im Glühn –
Was sich sonst dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten ist hin.“ (Seite 519 f.)

Faust war der Kolonisator. Nun springe ich in Goethes Text sieben Seiten weiter. Faust auf der Baustelle ruft den Aufseher und befiehlt ihm:

„Arbeiter schaffe Meng auf Menge,
Ermuntre durch Genuss und Strenge,
Bezahle, locke, presse bei!
Mit jedem Tage will ich Nachricht haben,
wie sich verlängt das unternommene Graben. . . .
Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das letzte wär das Höchsterrungene;
Eröffn'ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen. . . .
Ja! Diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möchte ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.“ (S. 528)

Ich habe Goethe zitiert, um zu sagen, woran Marx anknüpfen konnte und wie er seine Lehre strukturieren musste. Da möchte ich sechs Bewandnisse hervorheben:

A) Marx hat die gesamte Menschheit und ihre Entwicklung im Blick. Er unterscheidet die bürgerliche und die viel weitergehende menschliche Emanzipation.

B) Marx unterscheidet zwei Arten von Reichtum: Die Verfügungsgewalt über *Sachen* im Kontrast zu den natürlichen Anlagen der Menschen, die es zu entwickeln gilt. Marx unterscheidet also zwischen dem *Haben* und dem menschlichen *Sein*.

A) und B) sind von Anfang an und besonders deutlich in den sogenannten Frühschriften von Marx behandelt. Der Inhalt zieht sich aber durch das ganze Marxsche Werk. Das war weder von den sogenannten Marxisten noch von ihren Gegnern wahrgenommen worden. Sie hatten allesamt auch kein Interesse an der Wahrnehmung.

C) Marx erkennt, wie sich aus dem Austausch von Produkten menschlicher Arbeit der Markt entwickelt, also der Ansatz zur Entstehung menschlicher Gesellschaft, der unschuldige Ansatz, aus dem sich die Ausbeutung des Menschen durch Menschen entwickelt, später bis zur Globalisierung und zur Öko-Problematik sich verlängernd.

D) Marx erkennt die Not der Menschen des vierten Standes. Gleichlautend mit Jesus von Nazareth hätte er sagen können: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ (Matthäus 25.40)

C) und D) erforschend hat Marx tiefer geblickt als alle anderen Philosophen, Ökonomen und Soziologen unserer Gegenwart. In der Menschheits-Geschichte kommt es immer wieder vor, dass ein Geist über Jahrhunderte hinausragt.

E) Marx hat 1845 geschrieben: „In seiner Fortentwicklung von Bacon zu Hobbes wird der Materialismus einseitig. . . . Die Sinnlichkeit verliert ihre Blume. . . . Der Materialismus wird menschenfeindlich.“ Aber – hatte Marx in diesem Zusammenhang gesagt: „Die Materie lacht in poetisch-sinnlichem Glanze den ganzen Menschen an.“ (MEW 2 Seite 135 f.) Das korrespondiert mit Goethes Bevorzugung seiner eigenen Farbenlehre im Unterschied zu Newtons spektraler Optik. Die Frage der Bildung unserer Jugend ist mit beidem angesprochen.

F) Marx hat den Stoffwechsel der Menschen mit der Natur im Auge gehabt. Man kann das auch nennen „Öko-Aspekt“ im engeren Sinne des Wortes. Marx und Engels haben schlimme Phänomene wahrgenommen und zum Anlass grundlegender Philosopheme genutzt. Erst hundert Jahre später kommen einzelne unserer Mitbürger auf ähnliche Gedanken.

Marx passt also gut zu Goethe und geht über Goethe hinaus. Goethe konnte den sterbenden Faust gerade noch vor der Hölle retten, er lässt einen Engel sagen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ (S. 540) Marx aber war jünger als Goethe und musste fragen: Wie kommen wir zur menschlichen Emanzipation? Zur Befreiung des 4. Standes? Was steht der menschlichen Emanzipation entgegen? Wie nennen wir die Interessen, die zum Mord an Philemon und Baucis führten? Welche Rolle spielen die unschuldigen Kollegen, die den Sumpf vom Gebirge abziehen? Werden sie ewig die Leidenden sein? War es das Elend der Philosophie, sie nur als die Leidenden zu sehen? Haben sie nichts zu verlieren als ihre Ketten? Können sie sich in aller Welt vereinigen und ihre Ketten sprengen? Goethe hatte die geputzten Menschen beim Osterspaziergang beobachtet und geschrieben: „Sie feiern die Auferstehung des Herrn, denn sie sind selber auferstanden“. Marx hat das weitergedacht und die neue Gesellschaft definiert. Dort sollen auch alle Menschen fähig sein, von der Materie in poetisch-sinnlichem Glanze angelacht zu werden.

Das alles kann man mit dem Etikett „Nachhaltigkeit“ belegen. Nur hat das Marx viel konkreter getan. Das müssten heutige Fürsprecher der Nachhaltigkeit nachholen. Marx hat alle sechs Aspekte der Nachhaltigkeit im Auge gehabt. Das Öko-Problem kann ohne A), B), C), D), E), F) nicht nachhaltig gelöst werden.

Was Marx im Sinne F) ausgeführt hat, ist von Michael Loewy (siehe den Reader zum Symposium in Dahlen, Original zuletzt 2004 in „Utopie kreativ“) vortrefflich referiert worden. Loewy war lange Jahre in der Vierten Internationale engagiert, die das Erbe von Trotzki weiterführt. Ich selber habe Marx unter allen Aspekten zu würdigen versucht in einem Buche mit dem Titel „Marx und Moritz. Unbekannter Marx – Quer zum Ismus“, F) vor allem im sechzehnten Kapitel mit der Überschrift „Marx und die Kinder“. Das war 1998 und ist von Linken, die aus der SED gekommen waren und sich einst Marxisten nannten, nicht zur Kenntnis genommen worden. Deshalb bin ich nicht zufrieden, dass Loewy schreibt, Marx hätte den Öko-Aspekt nicht breit genug behandelt. Wie kann es sein, dass Marx allein schon in seinem Hauptwerk „Das Kapital“ ausführlich über die Schindereien von Frauen und Kindern in den Fabriken berichtete, von Frauen und Kindern, die doch auch Naturwesen sind, und Öko-Fans registrieren das nicht?

Leider haben auch die „Linken“ hundertfünfzig Jahre nach Marx nicht gelesen, was Marx in seinem Hauptwerk zum Öko-Aspekt geschrieben hat. Sie haben überhaupt den ganzen

Marx in die Ecke gestellt und sympathisieren mit dem neoliberalen Wachstumswahn, der den verfluchenswerten Sinn des Habens preist und zur ökologischen Katastrophe treibt. Damit stellen neoliberale Kapitalismus-Freunde und linke Opportunisten auch alles in die Ecke, was nötig ist, um hundert fünfzig Jahre nach Marx die ökologischen Probleme nachhaltig anzugehen. Doch gerade das hatte Marx mit seinem ganzen Lebens-Werk getan. Denn der Mensch selber ist ein Wesen der Natur, ein Öko-Wesen, und das hat zu Marxens Zeit am allermeisten unterm Kapitalismus gelitten. Millionen Menschen kampierten in Mietskasernen, die Arbeit in der Fabrik währte zwölf Stunden am Tag, und selbst Kinder wurden zur Fabrik-Arbeit gezwungen, sodass die preußischen Behörden bemerkten: Diese Jugend ist körperlich unterentwickelt und taugt kaum noch zum Kriegsdienst.

Meine Auseinandersetzungen zum Öko-Problem in der DDR, auch als zeitweiliger Mitarbeiter des Staatsapparats, habe ich an anderer Stelle beschrieben. Das lasse ich jetzt weg. Stattdessen erinnere ich jetzt daran, wie hundert Jahre nach Marx die Lehre von Marx über das Verhältnis von *Sein und Haben* durch Erich Fromm genutzt wurde, um das Öko-Problem in unsrer täglichen Praxis zu beleuchten. Erich Fromm vergleicht einige Schriftsätze, die zum Lobe der schönen bunten Blumen gedichtet worden sind. Der eine Dichter pflückt die Blume, um sie zu *haben*, ein anderer Dichter schaut sie an, *ohne* sie zu pflücken, er schaut sie an und ist *in seinem Sein bereichert*. Und Goethe? In seinem Gedicht mit dem Titel „Gefunden“ heißt es von einem Blümchen im Walde:

„Ich wollt es brechen, Da sagt es fein:
Soll ich zum Welken Gebrochen sein?
Ich grub's mit allen den Würzlein aus.
Zum Garten trug ich's Am hübschen Haus.
Und pflanzt es wieder Am stillen Ort:
Nun zweigt es immer Und blüht so fort.“

Erich Fromm hat die Marxsche Unterscheidung zwischen Sein und Haben, die das ganze Marxsche Werk durchzieht, mit den Blumen aus der Öko-Sphäre symbolisiert und damit ein Denkmal gesetzt zur Einheit der sechs Aspekte in der Theorie von Marx.

Dagegen mangelt es in den Ausführungen von Joachim H. Spangenberg im vorliegenden Reader an Verständnis für das Gewicht und die Einheit aller sechs Aspekte, die Marx im Blick gehabt hat. Erst aus der Einheit der sechs Aspekte kann sich die Energie entwickeln, die Öko-Frage im engeren Sinne des Wortes zu lösen. Insofern scheint mir Spangenbergs Aufsatz ein Symbol der Enge, in welche die Öko-Thematik in der Marktgesellschaft gezwungen wird. Je mehr von „Freiheit“ die Rede ist, umso enger der Winkel des Blickes in Richtung „Nachhaltigkeit“.

Zufrieden bin ich auch nicht mit den Beiträgen zur Nachhaltigkeits-Debatte, in denen die Begriffe „Produktion“ und „Reproduktion“ genutzt werden, um einen Blick auf die Frauen-Emanzipation zu werfen. (im Reader der Beitrag Biesecker/Hofmeister. Dort auch der Bericht zu einer Debatte in der Rosa-Luxemburg-Stiftung im Jahre 2006) Unglücklich scheint mir schon zu sein, dass dort als „Hintergrund“ der Debatte die Frauen- und Geschlechterforschung der siebziger und achtziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts gewählt wird. Wie konnte es geschehen, dass in einem hochindustriellen Land wie der Bundesrepublik Deutschland der „Hintergrund“ nicht erkannt wurde, der längst geschaffen worden war? Geschaffen schon *hundert Jahre zuvor* durch August Bebel? August Bebel war doch auch ein Deutscher.

Und Sozial-Demokrat obendrein. Es war nicht 1978, sondern 1878, dass zum ersten Mal das Werk erschien „Die Frau und der Sozialismus“, ein Buch von August Bebel, 600 Seiten. Es war 1946, als die 58. Auflage erschien, nämlich in der Sowjetzone, versehen mit einem Vorwort der Kommunistin Frida Rubiner.

Freilich kannte auch der Drechsler-Meister August Bebel noch nicht, was von Marx auf höchster philosophischer Denk-Ebene definiert worden war: Die Einheit von gesellschaftlichem und natürlichem Wesen des Menschen. Marx hatte 1844 – fünfzehn Jahre nach Goethes „Faust“ – in seinen „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ folgenden Gedanken aufs Gründlichste entwickelt:

„Das unmittelbare, natürliche, notwendige Verhältnis des Menschen zum Menschen ist das Verhältnis des Mannes zum Weibe. In diesem natürlichen Gattungsverhältnis ist das Verhältnis des Menschen zur Natur unmittelbar sein Verhältnis zum Menschen, wie das Verhältnis zum Menschen unmittelbar sein Verhältnis zur Natur, seine eigne natürliche Bestimmung ist. . . . In diesem Verhältnis zeigt sich auch, . . . inwieweit ihm also der andre Mensch als Mensch zum Bedürfnis geworden ist, inwieweit er in seinem individuellsten Dasein zugleich Gemeinwesen ist.“ (MEW 40 S. 535. Zum ersten Mal gedruckt 1932 in der MEGA, Aber 1978 wäre es als Hintergrund aktuell gewesen.)

Für einen Augenblick nun von der höchsten philosophischen Ebene zur Freikörper-Kultur, zur FKK. In der DDR wurde durch Massen von ganz normalen Menschen die Öffentlichkeit der Natur des menschlichen Körpers in seiner ungeschminkten Schönheit entdeckt, zum Verhältnis von Weib und Mann gehörend. FKK war nicht von Marx und Bebel inspiriert, aber unter den günstigen Bedingungen geschehen, die im Geiste von Marx und Bebel kurz nach dem Krieg entstanden waren, zwei Jahrzehnte vor der Entdeckung von Hintergründen der Geschlechter-Ökologie in der Bundesrepublik. FKK in der DDR war kein Zwang, doch die sog. Textil-Strände wurden zunehmend weniger besucht und FKK immer mehr. Auch dort brauchte sich niemand seines Alters zu schämen. Als wir 1990 der Bundesrepublik einverleibt wurden, war es erst mal vorbei mit der Freiheit der Körperkultur.

Nun wieder zu August Bebel. Gewiss haben auch die hundertzwölf Jahre zwischen der Erst-Auflage von Bebels Werk und dem Beitritt der DDR zum Patriarchen-Land nicht gereicht, um ein Problem vollständig zu lösen, das Jahrtausende-lang die Geschichte geprägt hat. Tief sitzen Sitten und Gebräuche, Denkstile und Herrschafts-Muster. Ich möchte jetzt nicht Bebels Werk analysieren, ich möchte auch nicht auf die Suffragetten-Bewegung eingehen und auch nicht auf Beate Uhse oder Elli Beinhorn, die kühnen Pilotinnen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ich weiß auch nicht, ob die Uhse Kinder gehabt hat. Doch es wundert mich, dass die Debatten-Teilnehmer aus der Rosa-Luxemburg-Stiftung im Jahre 2006 zu August Bebel und der Frauen-Emanzipation in der DDR geschwiegen haben.

Ich will nur von eigenen Erlebnissen berichten:

Als der Krieg zur Neige ging, war ich vierzehn und hatte gerade die Bomben erlebt, die auf meine Heimatstadt Chemnitz fielen. Ich war mitten drin und habe Bomben-Brände zu löschen versucht, während ringsherum die Sprengbomben krachten. Meine Oma – in einem anderen Stadtteil zu Hause – kam in den Flammen um. Ich aber war lernbereit geworden. So fiel mir Folgendes auf: Frauen räumten nicht nur Trümmer weg. Frauen waren auch schon während des

verfluchten Krieges berufstätig geworden, auch meine Mutter, und sie war darüber glücklich, nicht mehr in erster Linie Hausfrau sein zu müssen. Sie hatte Löten und Schweißen gelernt, und nach den Bomben begleitete sie mich in politische Veranstaltungen im Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands. Dort lernte ich auch Kommunisten kennen. Sie hatten unter Lebensgefahr gegen Hitler gekämpft. Und sie weihten mich ein in die Gedankenwelt von August Bebel und Rosa Luxemburg.

Ein Jahr nach den Bomben wurde in den Schulen Sachsens die Ko-Eduktion eingeführt: Mädchen und Jungen gemeinsam in den Schulklassen. Für die Mädchen war es selbstverständlich, einen Beruf erlernen und auch studieren zu wollen. Das Lehramt in den Schulen wurde überwiegend von jungen Frauen ausgeübt, wir sprachen sie mit Vornamen an. Das alles schien uns selbstverständlich. Ein paar Jahren später suchte ich eine Familie zu gründen. Meine Frau hatte wie ich mehrere Jahre studiert. Schließlich wurde unser erster Sohn geboren. Klar, dass dem Saug-Lustigen meine Brust nicht gereicht hätte. Aber für Mutter und Vater war es selbstverständlich, dass wir beide alle Arbeiten verrichten, die in einer Familie zu tun sind. Jeden zweiten Tag war ich es, der unseren Sohn mit dem Kinderwagen zur Krippe brachte, von unserer Wohnung in Baumschulenweg per S-Bahn zur Humboldt-Universität. Das begann 1959, also zwanzig Jahre, bevor in der Bundesrepublik der Hintergrund der Frauen-Emanzipation entdeckt wurde. Natürlich kam es 1959 auch vor, dass auf dem S-Bahnhof die Fahrkarten-Knipserin staunend rief: „Ein Mann mit Kinderwagen.“ Umso stolzer bin ich gewesen, und nach weiteren fünf Jahren war es selbstverständlich geworden, dass junge Väter stolz den Kinderwagen schoben. Der Hintergrund für die Frauen-Emanzipation war in der DDR von Anfang an gegeben. In Westberlin verstand man das nicht. Im Osten steuerten Frauen auch Straßenbahnen, doch Frauen am Steuer wurden nicht in die Berliner Westsektoren eingelassen, als es dort noch Straßenbahnen gab. Die Frauen von der Kurbel mussten aussteigen.

Doch im Osten waren Frauen an der Kurbel. Das Allerschönste war, dass unser kleiner Sohn in der Kinderkrippe glücklich gewesen ist. Wenn die Betreuerinnen, die damals so genannten Tanten, mit den Kindern spazieren gingen und ich begegnete ihnen, tauschten Tanten und Vater Thiel herzliche Grüße aus. Aber die Kinder blickten ganz und gar auf Ihresgleichen und die Tanten, die Kinder waren ganz und gar Kinderkrippe, sie lebten dort fröhlich und zufrieden, sie lernten schnell auch ihre Notdurft zu verrichten, wenn die Tanten die Töpfchen bereitstellten, und der Vater war für sie nur Hintergrund, wenn sie mit Ihresgleichen und den Tanten spazieren gingen. Am Abend dann zu Hause wurde fröhlich noch ein bisschen gespielt und gesungen. Und als zwei Jahre später unser drittes Kind nachts immer aufwachte, dann ist der Vater aus dem Bett gesprungen, hat ihm die Flasche gereicht, den Po gesäubert und geölt und frische Windeln angelegt. An jedem zweiten Tag war Vater für die drei Kinder voll verantwortlich, er hatte zuvor die Küche vorbereitet, und weil er das systematischer tat als die Mutter, ging es auch fröhlicher zu. Die Frauen-Emanzipation hatte begonnen. Und Männer begannen, sich vom Patriarchat zu befreien. Ich war glücklich dabei.

Inzwischen waren in unserer neuen Groß-Block-Siedlung auch Kinderkrippe und Kindergarten erbaut, der Weg dorthin reduzierte sich auf fünf Minuten und wurde im täglichen Wechsel von Mutter und Vater mit den Kindern zurückgelegt. Jahre später hatte ich manchmal das Glück, eine Enkeltochter zur Kita zu begleiten. Kaum war dort die Türe hinter uns gefallen, war Cornelia nur noch „Krippe“, und abends wäre sie gern noch geblieben. In der Nachbarschaft ihrer Mutter wohnten keine Familien mit Kindern. Es wäre eine Katastrophe für Cornelia gewesen, auf der einsamen Straße keine Gespielinnen finden zu können. Doch in der Kita war

sie glücklich.

Dass es so gekommen ist – dazu hatten August Bebel und Kommunisten, die gegen Hitler im Widerstand waren, den Hintergrund geschaffen. Eine Revolution hatte eingesetzt. 1972 wurde der schändliche Paragraph 218 abgeschafft, gegen die Stimmen der CDU in der Volkskammer. Bald aber stieg die Geburtenrate. Sie brach erst ein ab 1990, sie reduzierte sich nach 1990 auf 32 Prozent und ist auch heute kaum darüber. Auf dem Lande wurden massenhaft Schulen liquidiert, sogar als Bauwerk abgerissen, auch wenn das Gebäude erst 1980 gebaut und etwa nach Albert Einstein benannt worden war.

Über das alles habe ich ausführlich berichtet in „Neugier, Liebe, Revolution. Mein Leben 1930–2010“²

Ich will aber auch von zwei Überspitzungen berichten. In meinem emanzipatorischen Eifer wollte ich beim Auto-Fahren meine Rolle als Wagen-Lenker mit meiner Frau teilen. Es kostete mich Mühe, Katrin zur Fahrschule zu bewegen, und als sie das Zertifikat erworben hatte, war ihr Interesse am Wagenlenken erloschen. Sie blieb aber auf ihre Rolle fixiert, wenn ein Knopf anzunähen war. Sie hatte das als Kind gelernt und wurde ungeduldig, wenn ich mich darin versuchen wollte.

Überspitzung war auch, dass unter linken Intellektuellen die Meinung aufkam, es müsste genau so viele Frauen wie Männer geben, die sich mit Professoren-Titel schmücken. Also Quotenregelung? Meine Frau war nicht so verrückt, ich auch nicht. Im Gegenteil. Als mich mein Institut in meiner Arbeit hemmte, begann ich, die Frauen zu beneiden: Als Gebärende und Wöchnerinnen können sie ohne Unterlass kreativ sein. Heute wird die Frauen-Emanzipation durch Frau Merkel verhöhnt – sie sorgt sich ausgerechnet darum, dass mehr Frauen in die Spitzen der Konzerne gelangen, um deren Ansehen aufzuhübschen.

Inzwischen habe ich Frauen kennen gelernt, die im Westen aufwuchsen, einen interessanten, geliebten Beruf ausüben, aber nie das Glück hatten, sich Kinder zu leisten oder gar eine Kita für Kinder zu haben. Ich habe solche Frauen genau kennen gelernt, eine von ihnen war nach dem Krebs-Tod meiner Frau meine Gefährtin, nun schon fünfzig Jahre alt. Als wir gemeinsam eine Tagung besuchten, wurde in einem Pausengespräch das unsägliche Ehegatten-Splitting diskutiert, welches die Frauen verleitet, sich dem Ehemann zu unterwerfen. Als das diskutiert wurde, begann meine Sabine bitterlich zu weinen, sie hätte so gern Beruf und Kinder gleichermaßen gehabt. In der DDR war das anders. Ich kannte die Gattin eines hochdotierten Professors. Als ihre fünf Kinder aus dem Größten waren, ging sie wieder beruflich arbeiten, nicht des Geldes wegen, sondern wegen der Lebenserfüllung.

Gerade habe ich ein Buch erworben, weil mich der Titel reizte: „Klar bin ich eine Ostfrau! – Frauen erzählen aus dem richtigen Leben“. Von Martina Rellin im eigenen Verlag³. Der Klappentext überraschte mich: Die Schöpferin stammt aus dem Westen. Dank sei Dir, Martina.

Und so stehen wir heute vor der Frage: Was ist Nachhaltigkeit? Was hat die am höchsten industrialisierten Länder mit dem größten Reichtum an Sachen und der größten Armut an menschlichem Sein gehemmt, rechtzeitig über Nachhaltigkeit nachzudenken?

Dazu doch noch ein Erlebnis aus meiner Zeit im Staatsapparat. Ich hatte ein Gespräch zu

²Rainer Thiel: Neugier – Liebe – Revolution. Mein Leben 1930–2010. Verlag am Park. Berlin, 2010. 379 S. Mehr dazu siehe www.rainer-thiel.de.

³Siehe <http://www.martinarellin.de>.

führen mit dem Abteilungsleiter für Fragen des Lebensstandards in der Staatlichen Plankommission. Das war 1973, noch bevor in der Bundesrepublik der Hintergrund für die Frauenemanzipation entdeckt wurde. In dem Gespräch sagte ich dem Abteilungsleiter, wir haben jetzt einen Auto-Boom in der DDR. Überall werden die Parkflächen knapp, sogar in den Neubaugebieten. Doch mit Parkplätzen würden wir den Kindern Spielflächen rauben. Da sagte der Abteilungsleiter: „Wir müssen aber Parkplätze anlegen, die Menschen wollen Autos wie im Westen.“ Wie im Westen. Da habe ich gedacht: Armes Vaterland. Immer nur daran denken, wie man den Bank-Herren Geld in die Taschen pumpt. Da sage ich lieber: „Nachhaltigkeit menschlich“, Grundgesetz Artikel 1, 14 und 15. Dazu Sahra Wagenknecht in „Freiheit oder Kapitalismus“ Seite 321 ff.: Was darf „Eigentum“ sein und was nicht?